Romantiſche Erzählungen.

Von der Verfaſſerin

von

„John Haliſax“, „Das Familienhaupt“, „Leben um Leben“, „Agathens Gatte“ u. ſ. w.

Deutſch

von

A. Kretzſchmar.

Dritter Band.

IV. Die Tochter Heremon's. — V. Kong Tolv. — VI. Erotion. — VII. Der Roſenkreuzer.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1862.

IV.

Die Tochter Heremon's.

Eine Erzählung aus dem Thale von Avoca.

Leſer, willſt Du mit uns weit zurückgehen in die Vergangenheit — ſo weit, daß, wenn wir in den nebeligen Horizont blicken, welcher unſere moderne Welt umgürtet, irdiſche Wirklichkeit und das Wolkenland der mythiſchen Fabel in einander fließen und ſich vermiſchen? Laß uns denn jene ſchattenhafte Region aufſuchen, welcher der Poet ſeine Symbole entlehnt, um in luftigen Gebilden und Gleichniſſen der lebenden und athmenden Menſchheit ihr eigenes Bild zu zeigen.

* * *

In alten Zeiten — ehe noch der Fuß des Celten oder Galliers die Berge des Weſtens betreten hatte — als noch keine Spur von den Markſteinen

der Geſchichte vorhanden war, welche in ſpätern Tagen der Ruhm irländiſcher Alterthumsforſcher ſein ſollten — kam eine kleine Kolonie Phönizier an die ſchöne Küſte, jenſeits welcher ſich jetzt die Wicklowberge erheben.

Damals lag die noch namenloſe Inſel in unberührtem Liebreize in dem Schooße des unbekannten Meeres, welches die Abenteurer zu überſchiffen gewagt. Seltſame Vögel ſangen ihnen in den Wäldern, liebenswürdige, harmloſe Thiere kamen und ſchaueten ſie neugierig an, während ſie vorüberzogen, aber kein menſchliches Geſicht bot ſich den Augen der Wanderer dar. Die jungfräuliche Erde knospete und blühete ein Jahr nach dem andern, und ihre Früchte blieben ungeerntet, ihre Schönheit ungeſehen.

Die kleine Kolonie ließ ſich in den Bergen nieder. Hier wuchs ſie und vermehrte ſich und brachte in dieſe ferne, neue Heimath die Künſte und Verfeinerungen des Morgenlandes. Das fruchtbare Land erzeugte Alles, was die Fremden ſuchten; ſie drangen in die Tiefen hinab, um die Schätze des Mineralreichs zu Tage zu fördern, und fertigten Zierrathen aus Silber und Gold. Die Oberfläche gewährte Alles, was zu den Bedürfniſſen des Lebens gehörte. Die Anſiedler kleideten ſich in tyriſchen Purpur und

machten ihre Wohnungen ſo ſchön wie das Haus, welches ihr Vorvater Hiram für Salomo gebau't.

Und über all' dieſe Herrlichkeiten iſt die Fluth der Jahrhunderte dahingerollt und hat ſie in das Nichts zurückgetragen. Sie ſelbſt waren blos Nichts und deßhalb wollen wir uns nicht weiter dabei aufhalten.

Das tiefe Herz der Menſchheit, welches in allen Generationen und trotz aller Veränderungen der Zeit und des Ortes immer in derſelben Weiſe ſchlägt, iſt im Grunde genommen die einzige Wahrheit — die einzige Wirklichkeit.

Ein kleines Mädchen wohnte mit in dem Gebirge. Sie war das einzige Kind ihres Vaters — ſanft, ſchön, geliebt. Leſer! in der Tochter Heremon's ſiehſt Du durch die ſchattigen Nebel der Vergangenheit hindurchſchimmernd denſelben Typus der Kindheit, der, ſich von Zeitalter zu Zeitalter erneuernd, in ſeiner Lieblichkeit und Reinheit ewig iſt.

Dein Kind zu Deinen Füßen blickt mit demſelben Geheimniſſe von Liebe und Schönheit in den Augen zu Dir auf, welches in denen der jungen Helys ſtrahlte.

Sie war es, die aus dem Herzen des Phöniziers, ihres Vaters, Alles verſcheuchte, was Uebles darin war, ſo daß er alles Gold ſeiner reichen Gru-

ben geringer ſchätzte als ein einziges Haar auf dem Haupte ſeines geliebten Kindes.

Helys wohnte in dem Gebirge ſicher und glücklich. Sie und das Land, in welchem ſie wandelte, frohlockten Beide in der furchtloſen Schönheit der Jugend. Der Purpur und die feine Leinwand von Tyrus — entnervende Luxusgegenſtände jenes fernen Himmelsſtriches, aus welchem ihr Vater gekommen — hatten die Tochter Heremon's niemals bedrückt. In dem neuen Lande geboren, vereinigte ſich in ihr die Kraft des Nordens mit der reichen Schönheit des Südens.

So ſchlank und behend aber ihr kindiſcher Körper auch war, ſo beſaß er doch zuweilen die ſchmachtende Anmuth, welche ihre Abkunft von einem Klima kennzeichnete, wo die Sonne nähere und brennendere Strahlen wirft, und ſelbſt die Phönizierin Dido heftete auf ihren geliebten Aeneas kein Auge, in deſſen dunkler Tiefe ſich mehr von der darunter ſchlummernden Seele offenbart hätte als in dem Blicke der kleinen Helys.

Solche Augen — mögen wir ihnen auf unſern täglichen Gängen in dieſer gewöhnlichen Welt begegnen oder von ihnen träumen, wie ſie vor Jahrhunderten waren, als die Welt nach unſerer Meinung

jünger und ſchöner war als jetzt — ſolche Augen beſitzen ſtets eine ſeltſame Geſchichte, oder verkünden eine ſolche.

Gehen wir näher darauf ein — auf die einfache Geſchichte eines Frauenlebens in den verſchiedenen Epochen, welche einen Tag zu dem Symbole einer Exiſtenz machen — Dämmerung, Morgen, Mittag und Nacht. Zuerſt kommt

Die Morgendämmerung.

Die Kleine ſtand an einem Bergesabhange und ſchauete nach dem Gipfel deſſelben mit furchtſamem und doch halb ſehnſüchtigem Blicke hinauf, ſo wie wir in unſerer Jugend nach dem Leben aufblicken und, während wir weiterklimmen, uns fragen, wie weit es noch bis zu dem von Wolken bedeckten Gipfel iſt, und auf welchen ſeltſamen Pfaden unſere Wanderung uns dorthin führen wird.

Helys blickte aufwärts, konnte aber mit ihren Augen nicht über die mit Grün bedeckte Felsklippe dringen, an deren Fuße ſie ſtand. Dieſe ſtieg über ihrem Haupte empor, gerade hoch genug, um die weitere Ausſicht abzuſchließen und dieſe jungen Füße

ſicher in dem kleinen Paradieſe von Blumen und grünen Gebüſchen, welche unten ſtanden, zurückzuhalten.

Dennoch aber konnte die Kleine nicht umhin, aufwärtszuſchauen, als ob die Zukunft ſchon jetzt einen geheimnißvollen Reiz und Zauber in ihren Augen hätte.

Blick' auf, kleine ſchöne Helys mit dieſem heitern Geſichte, den emporgerichteten Augen, den getheilten Lippen. Blick' auf, denn eben jetzt, obſchon Du es nicht weißt, fällt der Schatten jener nebelhaften Zukunft auf Dich.

Auf der Höhe der Klippe, zwiſchen den Aeſten eines niedrigen Baumes hindurch ſchimmernd, zeigte ſich ein Geſicht. Ein menſchliches ſchien es zu ſein und ein ſchönes — die Schönheit deſſelben war aber ganz anders als irgend eine, welche die kleine Phönizierin bis jetzt geſchau't.

Sie erſchrack ein wenig darüber und ſtieß halb vor Ueberraſchung, halb vor Freude einen Schrei aus.

Im nächſten Augenblicke ſtürzte von dem Baume faſt zu ihren Füßen herab ein Knabe.

Er blieb liegen, ohne zu ſprechen und ohne ſich zu bewegen. Seine Wange war blutlos und ſah ſo tödtlich weiß, daß Helys zitternd zu fürchten begann, es ſei kein menſchliches Weſen, welches ſie hier vor ſich liegen ſah, ſondern einer jener Geiſter, welche,

wie ſie gehört, im Nebel der Lüfte und im Schnee der Berge lebten.

Dennoch hatte die ſchlanke Geſtalt vollkommene Aehnlichkeit mit der eines Menſchen, und die jungen Glieder, welche das ſchlichte Gewand von rohen Thierfellen unbedeckt ließ, waren furchtbar abgezehrt und von Dornen zerritzt. Ein Geiſt konnte es nicht ſein, denn Geiſter konnten auf dieſe Weiſe nicht leiden.

Die Furcht der Kleinen verſchwand, und zärtliches Mitleid erwachte und füllte ihr die Augen mit Thränen.

Sie näherte ſich dem Knaben noch mehr, neigte ſich über ihn und wagte endlich, ihre zarten Finger auf die mattgoldenen Locken zu legen, welche verworren um ſein Geſicht herabfielen.

Sie berührte die geſchloſſenen Augenlider und hielt ihre Wange an ſeinen Mund, aus welchem das Ausſtrömen des Athems kaum noch zu bemerken war. Sie hob die Hand empor, aber dieſe ſank wieder auf das Gras herab.

Nun begann die Kleine wieder Furcht und Angſt zu empfinden und fing an zu weinen.

„Wach' auf, ſchöner Jüngling! wach' auf! Ich will Dich nach Hauſe führen und Dich meinen Bruder nennen. Ich will Dir Honig und Milch geben und Dich lieben! Hörſt Du? Wach' auf! wach' auf!"

Als immer noch keine Antwort erfolgte, knieete die Kleine nieder, legte ihren jungen Mund dicht an die Lippen des Knaben und verſuchte durch Küſſe ihre Seele in die ſeinige zu hauchen.

Sie erweckte den Knaben wirklich zum Leben — ja, zu einem tieferen Leben als dem, welches jetzt ſeine Augen mit beinahe anbetender Bewunderung erfüllte, während er Helys' Antlitz erblickte. Von dieſer Stunde an erwachte in dem halbwilden Jünglinge des Gebirgs die noch ſchlummernde Seele.

Einen Monat nach dem andern wohnte der fremde Knabe in dem Hauſe Heremon's. Er lernte die phöniziſche Sprache und erzählte ihnen dann von dem weit im Innern liegenden Lande, aus welchem er gekommen, wo die Menſchen lebten wie wilde Thiere, und von wo er, eine Waiſe, vertrieben worden, um in den Wäldern zu wohnen oder zu verhungern.

Trotz ſeines rauhen Aeußern aber trat mit jedem Tage deutlicher ein großer und edler Geiſt in ihm hervor, ſo wie er von Zeit zu Zeit in der niedrigſten der irdiſchen Wohnungen geboren wird, um den Mann, welchen er beſeelt, zu einem Herrſcher unter ſeines Gleichen und zum Förderer der großen Aufgabe der Welt zu machen.

Es war daher nicht ſeltſam, wenn dieſer fremde Jüngling, nachdem er ſich alles Wiſſen des Phöni-

ziers angeeignet, ſich ſehnte hinauszugehen in die weite Welt, und den Ort zu verlaſſen, der ſeiner aufſtrebenden Seele ſchon zu eng und beſchränkt war.

Zuweilen wenn er davon ſprach, machte Heremon ein ernſtes Geſicht und bat ihn, zu bleiben und hinabzuſteigen in die Goldgruben; denn der alte Phönizier liebte den Knaben und hatte ihm außer ſeinem wilden Namen Einar den ſeines verſtorbenen Bruders Ith gegeben, ſo daß der junge Ith-Einar als der Adoptivſohn des reichen Heremon betrachtet ward. Und oft bat die kleine Helys, indem ſie ihre Arme um ſeinen Hals ſchlang, ihn inſtändig, nicht fortzugehen, denn ſie dachte — ja, in der Einfalt ihres Herzens ſagte ſie es laut — nie ſei ein Bruder ſo gut, ſo edel und ſo geliebt geweſen wie er.

Als aber endlich ein phöniziſches Schiff die Küſte berührte und den Anſiedlern ſeltſame Nachrichten von der Welt jenſeits des Meeres brachte, da konnte Ith-Einar nicht mehr widerſtehen. Das Schiff nahm den jungen Abenteurer aus dieſem neuen Lande mit fort nach Tyrus und Sidon.

Helys, die noch ein Kind war, weinte anfangs die leidenſchaftlichen Thränen eines Kindes; als ſie aber den weißen Punkt fern draußen auf der geheimnißvollen Waſſerfläche verſchwinden ſah, gingen dieſe Thränen in tiefere und ſchweigſamere Gefühle über.

Die goldenen Nebel waren hinweggeschwunden aus dem Leben des Kindes — es war nicht mehr Morgendämmerung.

Der Morgen.

Pilgrim der Natur, für welchen das Weltall erfüllt ist von Symbolen, hast Du die graue Morgendämmerung über die Hügel heraufkriechen sehen, anfangs umwölkt, so daß lange nach der Stunde, wo die ganze Schöpfung erfüllt ist von neuem Leben, der Thau noch auf dem Grase liegt, ein bleicher Schatten in den Tiefen der Thäler ruht und der Morgenhimmel, mit einem silbernen Lailach bedeckt, sich schwer herabneigt über die erst halberwachte Erde? Bis plötzlich die Wolken sich theilen und, durch sie hindurchbrechend, die ganze Welt mit einer Fluth von Licht erfüllend, endlich die strahlende Sonne erscheint. Dann stimmt die ganze Erde einen lauten Gesang an, denn die Schatten sind vorüber und der vollkommene Tag ist da.

So war es mit der Tochter Heremon's. Sie wuchs auf in ihrer Gebirgseinsamkeit und vom Kinde

zur ſchönen Jungfrau heran, aber immer noch hing über ihrem Geiſte ein nebelhafter Schleier, unter deſſen geheimnißvollem Schatten die Jungfrau lebte, ſo wie die halbſchlummernde Erde unter dem Schatten der Morgendämmerung. Als aber die Zeit kam, ward der Schleier gehoben, die Wolken zogen hinweg und die Sonne ihres Lebens ging auf.

Ith-Einar kam von jenſeits des Meeres wieder zurück und ſtand vor ihr, die er als Kind verlaſſen. Er ſtand da, erhaben in ſeiner jugendlichen Schönheit — nicht blos in der äußern Schönheit, welche das Auge blendet, ſondern auch in der, welche die Seele bezwingt.

Er kam aus dem Oſten — reich beladen mit allen Schätzen dieſer herrlichen Länder — der Weisheit Egyptens, der feingebildeten Anmuth von Tyrus, der Poeſie Griechenlands. Und mehr als Alles — aus jedem ſeiner Worte und jeder ſeiner Geberden leuchtete die unvergeſſene Zärtlichkeit der entſchwundenen Tage der Kindheit. Helys wußte, daß er aus jenen üppigen Himmelsſtrichen das reine Herz des Gebirgsknaben wieder mit zurückgebracht hatte.

Und ſo liebten dieſe Beiden einander. Welche höhere irdiſche Freude könnte die Zunge ausſprechen und die Feder beſchreiben? — die Fülle der Jugend, der Hoffnung, der Seligkeit des innigſten Lebens,

welches in den Worten liegt: „Sie liebten einander!“

Nach einiger Zeit ward ihr froher Morgen durch eine Wolke verfinstert. Während die jungen Liebenden einherwandelten und Alles um sich her, die Erde unter sich und den Himmel über sich, die Vergangenheit und die Zukunft nur in dem Lichte dieses herrlichen Traumes sahen, neigte der alte Phönizier sich über seine Goldgruben, bis sein Gemüth niedrig und schmutzig ward.

Ith-Einar mit seiner reinen, aufstrebenden Seele kam Heremon vor wie eine mißbilligende Stimme aus den Tagen seiner eigenen Jugend. Er stand neben dem Geizhalse als ein Bild jenes heiligeren Lebens, von welchem er selbst sich abgewendet, und das schwarze, gemeine Herz bebte zurück vor dem Glanze seiner Gegenwart.

„Du bist arm,“ pflegte Heremon zu dem Jünglinge zu sagen, „und Armuth ist ein schlimmes Ding. Verzichte auf Deine abenteuerlichen Träume, geh' und suche eine Goldgrube, dann komm' wieder und ich will Dich meinen Sohn nennen.“

Und dann unterdrückte Ith-Einar vergebens seine stolze Antwort, während er sich herumdrehete und mit unbestimmter Befürchtung in das Antlitz seiner Geliebten schauete, um zu sehen, ob er auch

in dieſem einen Schatten leſen müßte, welcher die niedrige, gemeine Seele verriethe, die in der Bruſt des Vaters wohnte.

Die Liebe des Frauenherzens trägt Alles und macht Alles wieder gut, aber nicht ſo iſt es mit der des Mannes. Oder wie kam es ſonſt, daß, ehe noch viele Monate vergangen waren, Helys wieder allein ſtand auf den Bergen? Ith-Einar war wieder weit hinweg über das Meer. Er war gekommen und gegangen wie ein Traum; als aber dieſer Traum zu Ende war, blieb ſein Glanz noch zurück. Nur wenig Kummer miſchte ſich damit, denn Helys war ſo jung, ſie hatte noch ſo viel zu hoffen! Sie wußte, daß er wiederkommen würde, und ſo, nachdem die Thränen des Abſchieds getrocknet waren, freute ſie ſich des neuen Lebens, welches in ihrer Seele erwacht war. Sie wandelte auf den Gebirgspfaden wie ſonſt. Sie lernte unbewußt die Worte des Geliebten ſprechen, ſeine Gedanken denken, lieben was er liebte, ihr noch geſtaltloſes, mädchenhaftes Gemüth an Alles gewöhnen, was gut und ſchön in dem ſeinigen war, damit ſie ihm ähnlich und ſeiner würdig werden möchte, nicht blos in äußern Dingen, ſondern auch in den reinſten Tiefen des Herzens.

So vergingen die Jahre. Aber ein Jahr iſt ſo wenig, wenn das Leben noch in ſeinem Morgen ſteht.

Die Blumen hatten Zeit, einen ſtärkeren Duft zu gewinnen, der Himmel blauer und reiner zu werden — dies war Alles. Helys ging ihren Weg, noch lächelnd und unverbrüchlich vertrauend. Heremon ſtarb und die phöniziſchen Jünglinge begannen zu ſehen, wie reich die Goldgruben waren und wie ſchön das Geſicht der jungen Helys.

Sie aber neigte ihr ſtolzes Haupt mit heiter-ruhigem Blicke und wendete ſich ab und lächelte bei ſich ſelbſt, daß irgend ein Mann ſo abenteuerlich träumen und glauben konnte, er könne von der Geliebten Ith-Einars auch nur einen Blick gewinnen.

Und wieder ſtieg ein Vollmond nach dem andern aus dem Meere empor und ging hinter den Bergen unter, aber Ith-Einar kam nicht. Die Nacht rief dem Tage mit lauter Sehnſucht und Trauer, aber er kam nicht. Helys hatte ihren Wohnſitz in einem ſchönen und einſamen Thale genommen, um welches herum die geliebten Berge emporſtiegen — die Berge, auf welchen ſie mit ihm gewandelt war.

Durch die grünen Tiefen ſchlängelten ſich zwei reizende Bäche — ſo wenig von einander getrennt, daß der eine den andern murmeln hören konnte. Sie ſchienen einander zu antworten wie zwei Liebende, welche ein ſeltſames Schickſal getrennt hat und die fortwährend ihre klagenden Stimmen erheben, aber

dennoch nicht die ſchmale Grenze überſchreiten können, welche ſie auf ewig trennt.

Helys ſaß oft zwiſchen den ſchönen Bächen und dachte an ſie auf dieſe Weiſe und hörte in ihrer gedämpften Klage den Widerhall ihrer eigenen. Geduldig war ſie in ihrer Einſamkeit, bis der Frühling ſich auf die Berge herabſenkte und aus den Thälern zärtliche Stimmen aufſteigen ließ. Dann weinte Helys immer mehr und mehr und hörte in ihrem Herzen fortwährend jene Worte aus einem ſeltſamen Buche, welches Ith-Einar im Morgenlande geleſen und wovon er oft ſprach:

„Der Winter iſt vergangen, der Regen iſt vorüber, die Blumen erſcheinen auf der Erde, die Zeit, da die Vögel ſingen, iſt gekommen und die Stimme der Turteltaube läßt ſich hören. Steh' auf, Geliebte, und komm' mit. O laß mich Dein Angeſicht ſehen, laß mich Deine Stimme hören, denn ſüß iſt Deine Stimme und Dein Antlitz iſt lieblich!“

Aber nur die Bäche antworteten ihr mit ihrem ununterbrochenen Geſtöhne.

In dem Mai-Zwielichte, während der junge Mond bleich in den ſtrahlenden Sonnenuntergang hineinblickte, ſtand Helys und weinte.

„O, Mond,“ rief ſie, „Du kommſt aus dem Morgenlande; ſage mir, ob Du das Antlitz meines

Geliebten geſchau't? Ith-Einar! Ith-Einar! Giebt es keine Mächte auf Erden oder im Himmel, welche mir Nachricht von Dir bringen können?"

Während Helys noch laut rief, kroch ein dunklerer Schatten über das Thal. Die Bäche ſchienen ihr Wehklagen verſtummen zu laſſen und lautlos dahinzuſtrömen. Und aus dem Nebel heraus kam eine Stimme:

„Kind der Erde, Deine Mütter hört. Sprich!"

Die Verzweiflung der Liebe kennt keine Furcht. Helys zitterte nicht, ſondern antwortete:

„O Du, wenn Du der Geiſt der Erde biſt, von welchem ich gehört, wie kannſt Du die Tiefe meines Schmerzes ergründen? Was kann Deine kalte Bruſt von Liebe und von Qualen der Liebe wiſſen? Giebt es in dem eintönigen Bereiche der ſeelenloſen Natur Etwas, was Antwort geben kann auf die Pein einer Menſchenſeele?"

Die Stimme antwortete:

„Eitle Zweiflerin! Das ganze Weltall iſt erfüllt von dem Geiſte der Liebe. Sie durchzieht meinen Schooß wie eine lebendige Fluth, läßt die Blumen ſprießen und die Bäume Früchte tragen und das Antlitz der weiten Welt ſchön werden. Wie kommt es, daß, wenn meine Kinder dieſe Dinge ſehen, ſie ihre Herzen in ſich erglühen fühlen und ſich ſehnen,

zu lieben und geliebt zu werden? Weil meine Macht auf ihnen ruht und der Geiſt in mir dem ihrigen antwortet. Die ganze Natur hat nur eine Seele, und dieſe iſt die Alles umfaſſende Liebe."

Helys lauſchte, aber die Worte erſchienen ihr ſeltſam; ſie verſtand dieſelben nicht. Ihr Frauenherz hatte nur eine Stimme, und dieſe rief in wehmüthiger Hartnäckigkeit:

„Die Welt iſt Nichts für mich — ich lebe nur in Ith-Einar!"

Und ſie antwortete dem Geiſte:

„Meine Augen ſind trübe vom Weinen, denn mein Verlobter iſt fern. Es liegt zwiſchen uns eine Kluft, die ich nicht überſchreiten kann. Ich werde mein ganzes Leben lang trauern wie dieſer Bach zu meinen Füßen, welcher ſeinem Geliebten über das Thal hin zuruft — aber niemals, niemals werden ſie mit einander vereinigt. Sie ſind das Bild meines Schickſals."

„So iſt es," antwortete die feierliche Stimme. „So gewiß als dieſe Bäche eines Tages ſich vereinigen und ihre Fluthen mit einander miſchen werden, ſo gewiß ſollſt auch Du mit Deinem Geliebten eins werden — Herz an Herz, Seele in Seele. Wenn die Zeit kommt, gedenke meiner Worte."

Die Jungfrau ſank vor Freude ohnmächtig zur Erde nieder.

Als ſie erwachte, war es Tag. Sonnenſchein erfüllte das Thal und tanzte auf den beiden Bächen. Schon hatte Jeder ſeinen Lauf ein wenig geändert und kam, den ſammetnen Raſen entlang kriechend, ſeinem Nachbar näher. Und ſo wie ſie Tag für Tag beide immer mehr wuchſen und das, was einſt grünes Gras und Blumen geweſen, murmelndes Waſſer ward, ſah Helys dem Wunder zu — Kraft und Hoffnung zogen in ihr Herz ein und ſie glaubte.

Der Mittag.

Noch eine kleine Weile, und es läßt ſich ein Fußtritt auf den Bergen hören und die Ströme rauſchen mit lauterer und freudigerer Melodie, denn Ith-Einar iſt zu Helys zurückgekehrt. Wieder ſtehen ſie mit einander auf den Bergen in dem vollen Mittage ihres Lebens und ihrer Liebe.

So wie die Sonne auf die Erde niederblickt, welche ſie durch ihre Einwirkung zu vollkommener Lieblichkeit hat reifen laſſen, eben ſo blickte Ith-Einar

auf Helys herab. Und so wie die schöne Erde zu der Sonne emporschau't, welche ihre Kräfte und Schönheiten in's Leben gerufen und welcher sie dieselben in freudiger Demuth zu Füßen legt, so richteten sich auch die Augen der schönen Helys zu Ith-Einar's Gesichte empor.

Es dauerte nicht lange, so sah sie, daß in diesem Antlitze eine Veränderung vorgegangen war. Ernstes Nachdenken sprach fortwährend aus seinen Augen.

Sogar das Lächeln der schönen Lippen war traurig und sie sprachen nur selten Worte der Liebe, oder mit einer feierlichen Zärtlichkeit, die sie fast zu Thränen rührte.

Als sie fragte, warum es so mit ihm sei, antwortete Ith-Einar, er sei weit umhergereis't und habe viel gelitten. Die Welt schiene nicht mehr dieselbe zu sein wie in den Tagen ihrer ersten Jugend.

„Was kümmert uns die Welt in unserem schönen Thale?" pflegte dann Helys zu sagen. „Hier wollen wir ruhen — Du und ich — und ich will Dich trösten und Du sollst nicht mehr leiden."

Ith-Einar aber lächelte wehmüthig und gab keine Antwort. Als die Sonne unterging und das Thal erfüllt ward von den Schatten des Zwielichts, nahm er seine Verlobte bei der Hand und sagte:

„Höre, Geliebte, was in meinem Herzen vorgeht. Dieſes Herz lag Dir einſt offen mit allen ſeinen Träumen, ſeinem Trachten. Damals war es jung, jetzt iſt es alt, oder ſcheint dies zu ſein. Helys, das, was ich für das Koſtbarſte hielt, genügt mir jetzt nicht mehr; ich habe gelernt, daß es ein tieferes und ein höheres Leben giebt als das der Liebe."

Das Mädchen zitterte und ihre Augen ſuchten die ſeinen, aber dieſe waren nach den Sternen empor gewendet.

„Es muß ſo ſein, da Du es ſagſt," antwortete ſie ſchüchtern.

Er fuhr fort:

„Ich dürſtete nach Kenntniß — nach Glück — am meiſten nach Wahrheit. Ich ſuchte von Land zu Land einen tiefen Brunnen der Weisheit und Reinheit, aus welchem meine Seele ſich ſatt trinken könnte, fand aber nur durchlöcherte Ciſternen. Dann begann ich die Welt und Alles zu haſſen, was ſie enthielt. Sie ſpottete mein; ich gab ihr Verachtung um Verachtung zurück. Jetzt wenn ich Deine Augen ſchaue, meine Helys," ſetzte er in ſanfterem Tone hinzu, „denke ich, es wäre vielleicht nicht ſo mit mir gekommen, wenn ich in dieſen Bergen geblieben wäre, wo der Thau Deines reinen Geiſtes mich ſtets erquickt haben würde. Doch das iſt nun vorüber.

„Ich kam in ein Land, welches im ganzen Oſten berühmt iſt wegen ſeiner Weisheit, ſeines Glanzes und ſeiner Macht. Ich hatte unter dem Volke von Egypten und Griechenland geweilt, während es viele Götter — einige ſchöne — einige häßliche — anbetete, und lachte im Stillen über dieſe eiteln Träume. Nun ſah ich einen Tempel, in welchem Einer verehrt ward, den Niemand ſah, aber deſſen Gegenwart alle Dinge erfüllt. Ich fragte näher nach dieſem großen geheimnißvollen Geiſte, der einer Macht zu gleichen ſchien, welche ich mir gedacht und an deren Daſein ich zu glauben mich ſehnte.

„Man antwortete mir, ich gehörte nicht zu dem heiligen Volke und ich dürfe nicht weiter als bis in den Vorhof. Je mehr Hinderniſſe aber meinem Wunſche entgegengeſtellt wurden, deſto ſtärker wurde er. Ich ließ mich in die Gemeinſchaft dieſes Volkes aufnehmen. Ich hörte nun erhabene und weiſe Worte, wie ich nie zuvor gehört. Man ſagte mir, daß mit einer ſolchen Stimme dieſer Gewaltige zu den Menſchen geſprochen. Meine Seele verſtummte nun vor ſeiner Heiligkeit und ſeinem Glanze, und ich betete den Gott der Hebräer an.“

Helys betrachtete ihren Geliebten mit Verwunderung und heiliger Scheu, denn ſein Antlitz erſtrahlte von faſt übermenſchlichem Glanze.

„Du ſollſt mich noch mehr lehren von dieſem Göttlichen," flüſterte ſie. „Ich will meine Kniee mit Dir beugen vor Deinem Gotte."

Ith-Einar drückte ihr die Hand, wendete ſich aber nicht zu ihr und bald ſchwand das Licht aus ſeinem Geſichte wieder hinweg.

Als er wieder ſprach, war ſeine Stimme von ihren eindringlichen, erhabenen Tönen zu einem zitternden Murmeln herabgeſunken.

„Helys, Geliebte meiner Jugend, Du mußt mich noch länger anhören. Als nach ihren Kämpfen und Wanderungen meine Seele die eine große Wahrheit gefunden hatte, frohlockte ſie vor überwallender Freude. Ich that ein feierliches Gelübde, das Licht, welches in mir entzündet worden, leuchten zu laſſen — nach dem fernen Weſten dieſen Glauben zu tragen und auf dieſe Weiſe für den Stolz, den Haß und die Verachtung zu büßen, welche in meinem Herzen gegen meine Brüder gelebt hatten."

„Möge es denn ſo ſein!" ſagte Helys, und ein freudiges Licht glänzte in ihren frommen Augen. „Es wird allerdings ein wenig traurig ſein, dieſes ſchöne Thal verlaſſen zu müſſen, aber Deine Weisheit iſt die beſte. Wir wollen ausziehen, Geliebter, hinaus in die weite Welt, und dieſes Dein edles Werk gemeinſchaftlich beginnen."

Ith-Einar verhüllte ſein Geſicht mit ſeinem Gewande, und als er es emporhob, war es bleich, ernſt und leidenſchaftslos.

„Der Gott der Hebräer nimmt kein mangelhaftes Opfer an. Ich gelobte ihm Reichthum und Leben, Körper und Seele. Kein menſchliches Band darf zwiſchen mir und der großen Sache ſtehen, für welche ich lebe. Helys, ich muß allein ziehen!“

Ihr Sterne, blickt herab feierlich und ruhig auf dieſen wilden Schmerz eines Frauenherzens, zu tief für Worte, für Stöhnen, für Thränen — ſtumm wie der Tod, denn dieſem war er am ähnlichſten.

Helys war neben Ith-Einar niedergekniet, als er die letzten Worte ſprach. Sie knieete noch.

Ith-Einar ſtand ebenfalls noch da, ohne ein Wort zu ſprechen. Er wagte nicht, ihr in's Geſicht zu ſchauen, ſondern legte ſeine Hand zu einem feierlichen, wehmüthigen Segen auf ihr Haupt.

„Wir wollen jetzt nicht weiter ſprechen, Helys, ich muß Dich auf eine Weile verlaſſen, denn es iſt die Stunde des Gebets,“ ſagte er und ging langſam das Thal hinauf, während ſie noch auf ihren Knieen liegen blieb.

Noch ein Augenblick, und das ſtarre Schweigen ward durch das angenehme Murmeln der beiden

Flüſſe unterbrochen. Helys warf ſich in das Gras und weinte laut. Niemand erfuhr je die furchtbare Verzweiflung, die ſich ausſtrömte und dann unter den ewigen Sternen zu Kraft und Ruhe geläutert ward.

Als der zum Glauben der Hebräer Bekehrte mit ſeinem Gebete fertig war, ſtand ſeine Verlobte neben ihm.

„Ith-Einar," ſagte ſie in ſanftem Tone, „mein Geliebter, Du ſollſt Deinen Schwur halten. Ich bin es zufrieden."

Er drehete ſich herum und der Muth entſank ihm ein wenig.

„Ich wage nicht zu bereuen," ſagte er, „und dennoch iſt es bitter. Ich dachte nicht an Dich, Du Geliebte meiner Kindheit! Ich wollte, ich wäre geſtorben!"

„Nein, nicht ſo," antwortete Helys. „Herz meines Herzens, würde ich wohl zwiſchen Dir und Deinem Ruhme ſtehen wollen? Sollten meine ſchwachen Arme Dich von dem edlen, heiligen Pfade zurückhalten? Nimmermehr! Es mag ſein, daß ſelbſt meine Liebe weniger rein iſt als die Deinige — aber Du liebteſt mich wirklich, Ith-Einar, nicht wahr?"

„Dich immerdar und nur Dich!" murmelte er.

„Was habe ich dann zu betrauern? Meine Liebe ſah nur Dich und mich ſelbſt in Dir — die Deinige umfaßt mit ihren weiten Armen die ganze Welt. Hätteſt Du mich ſelbſt verlaſſen, um einer andern menſchlichen Liebe zu folgen, ſelbſt dann würde ich nicht gegen Dich gemurrt haben, Ith-Einar," und ihre Stimme ward ein wenig wankend; „ich würde meiner eigenen Unwürdigkeit eingedenk geweſen ſein und mich abgewendet haben, um zu ſterben. Jetzt aber —"

Er blickte mit zitternder Spannung empor.

„Nun will ich leben — ich will leben, um zu zeigen, daß Ith-Einar's Verlobte ſeine hohen Tugenden und ſeinen Ruhm mehr liebte als ihn ſelbſt und deßhalb ſeiner nicht unwürdig war. Da ſeine Liebe die ihrige ſo heilig gemacht, ſo kann ſie auf ihn verzichten und ausharren. Nein, ich werde nicht ſterben, Ith-Einar; ich will leben, um in Deinen Fußſtapfen zu wandeln und Dir demüthig nachzufolgen in der großen Sache. Du ſollſt hinausziehen in die weite Welt, ich will hier bleiben, aber Beide wollen wir thätig ſein für daſſelbe Werk bis an das Ende unſers Lebens."

Noch kurze Zeit verweilte Ith-Einar in dem ſchönen Thale. Helys lauſchte der Weisheit, der göttlichen Kühnheit, welche von den Lippen des

Neubekehrten träufelte, und ihre Seele ward immer ſtärker. Denn das Ideal der Liebe war noch rein, das angebetete Bild war noch nicht von ſeinem Altar herabgeſtürzt. Was kam darauf an, wenn die ſtandhafte Liebe hier zuweilen heimliche Opfer an Blut und Thränen brachte? Einmal ſprach Ith-Einar, an Helys ſchwache Weiblichkeit denkend, die vielleicht nicht Macht genug beſaß, um allein zu ſtehen, von einer Zeit, wo vielleicht ein Phönizier als Bräutigam an ihrer Seite im Thale wandeln würde. Helys aber zeigte auf die Sonne, welche jetzt hoch am Himmel ſtand, und ſagte:

„Sie geht nicht zweimal an Einem Tage auf. Mit ihrem Aufgange kam das Licht. Wenn auch die Wolken ihr Antlitz verhüllen, ſo bleibt deßwegen doch Tag; geht ſie aber unter, dann wird Nacht.“

Ith-Einar wendete ſein Geſicht ab und ſagte Nichts weiter.

Endlich machte er ſich zur Abreiſe fertig. Es war der letzte Tag — die letzte Stunde. Sie ſtanden auf den Bergen und ſchaueten hinab in das Thal. Hand in Hand ſtanden ſie, die jungen Märtyrer — Beide aus freiem Willen — das Eine um des Glaubens, das Andere um der Liebe willen; welches von Beiden war am größten?

„Ith-Einar,“ ſagte die Jungfrau nicht wei-

nend, ſondern in dem leiſen, feierlichen Tone, womit wir einer Perſon Lebewohl ſagen, deren Füße ſchon dem Geiſterlande zugekehrt ſind, „Ith-Einar, wenn ich Dein Antlitz nicht wieder ſchauen ſollte, wirſt Du mich in Deinem Herzen bewahren bis zum Tode?“

„Bis zum Tode!“ wiederholte Ith-Einar. „Und der Gott der Hebräer ſegne Dich und gebe Dir Frieden, o Geliebte meiner Jugend.“

Er fiel ihr um den Hals und weinte. Dann küßten ſie einander und Ith-Einar zog ſeines Weges.

Die Nacht.

Warum ſollten wir Dich fürchten, o Nacht, Mutter der Schatten? Warum ſollten wir im Sonnenſcheine weilen und uns ſcheuen, in Dein heiliges Dunkel zu treten, welches die Erde verſchleiernd uns nur das Antlitz des Himmels mit ſeinen unzähligen Sternen ſehen läßt? Und warum, o warum ſollten wir, ſo wie der Tag unſeres Lebens dahin eilt, zittern, wenn ſein Zwielicht ſich auf uns herabſenkt, und vor dem Nahen der Nacht zurückbeben, welche Allem ein Ende macht?

Wenn, so wie diese Zeit heranrückt, alles Geräusch der Welt aufhört und ein Licht nach dem andern verlischt und wir auf dem Pfade, auf welchem es sonst von Füßen wimmelte, nur noch unsern eigenen schwachen Tritt hören — warum sollten wir zittern? Die Bilder der Erde sind unsern Blicken entzogen, der gestirnte Himmel aber scheint um so näher zu sein. Das verworrene Getöse der Erde verstummte, damit wir durch die feierliche Stille hindurch die Stimme Gottes hören.

Für die Tochter Heremon's war es Abend. Aber sie hatte ihr Werk verrichtet, sie hatte ihr Leben gelebt. Und dieses war kein kurzes, denn viele Sommer waren vergangen, seitdem Ith-Einar sein Gesicht von dem Thale der beiden Flüsse abgewendet. War die Mainacht mit ihrer seltsamen Vision und Prophezeihung vergessen? Nein! Wenn aber das silberhaarige bleiche Weib vorüberging und die laute Musik der immer noch anwachsenden Flüsse hörte, lächelte sie heiter und doch gedankenvoll über den kindischen Glauben, womit sie auf eine irdische Erfüllung Dessen gehofft, was nur die Ewigkeit geben konnte.

Helys hatte den Kummer ihrer Jugend überlebt, aber nicht die Liebe derselben. Alle unsere Kümmernisse sind irdisch und von der Erde geboren,

die wahren Freuden dieſer Welt aber ſind jenſeits derſelben — ſie haben unſterbliche Wurzeln und tragen unſterbliche Blumen. Deßhalb kann ein reines Herz ſo viel dulden und leben — ja ſo, daß es im Leben Frieden findet bis an's Ende.

So war es auch mit Helys, und man nannte ſie unter ihrem Volke und ihres Gleichen nur die „Tochter des Friedens."

Sie wandelte unter den Armen mit einer ſüßen Stimme des Troſtes und niemals leerer Hand. Die Stimme aber war leiſe, nicht laut, und die Hand gab unbeobachtet unter dem Gewande hervor. Sie heilte die Kranken am Körper und noch öfter die Kranken am Geiſte, denn der Seelenarzt muß ſelbſt gelitten haben, ehe er heilen kann.

Und wenn die Jünglinge ſcherzend von ihrer welkenden Schönheit ſprachen und die Mütter mit lachenden Kinderſchaaren auf ihrem einſamen Pfade an ihr vorübergingen, dann ſchloß Helys die Witwen und Waiſen an ihre Bruſt und war getröſtet.

Jedes Jahr zog ſie ſich auf einige Zeit in die Einſamkeit ihres Thales zurück, um mit der Vergangenheit zu verkehren und die Zeit zu erwarten, wo der ruhige Abend ihrer Tage in noch ruhigere Nacht übergehen würde. Und allemal hörte ſie in dem grünen Thale die Stimme der Waſſer lauter

und näher und freudiger, so wie sie ihrem Zusammenflusse sich näherten.

Einmal, zur Zeit des Sonnenuntergangs, wandelte die Tochter Heremon's am Ufer der Flüsse. Ihre Gedanken wendeten sich, beherrscht von jenem unbewußten Impulse, welcher zuweilen der Einfluß der nahenden Zukunft zu sein scheint, den Tagen der Vergangenheit zu — nicht den kummervollen Tagen, sondern der fernen Vergangenheit, ehe sie den Kummer kennen gelernt.

Sie sah durch die Aeste des Baumes das Gesicht des blondhaarigen Knaben; sie wandelte mit dem Verlobten ihrer Mädchenjahre auf den sonnigen Hügeln. Die bittere Klage ihres Herzens erhob ihre Stimme und wollte sich nicht zum Schweigen bringen lassen.

„Wo bist Du, o Geliebter meiner Jugend? Hast Du mich endlich doch vergessen? In dieser großen weiten Welt haben wir einander verloren, um uns nie wiederzufinden — um ungefunden zu sterben. Ich rufe Dich in den Tiefen meines sehnenden Herzens, aber Alles bleibt stumm. Ich vergebe Dir allen meinen Schmerz — aber Alles bleibt stumm. Dein Glanz dringt zu mir und ich höre von Deinen erhabenen Thaten, aber von Dir zu mir herrscht Schweigen. O, Geliebter meiner

Jugend, wenn wir Beide sterben und vor dem Allvater stehen, wird dann dieses furchtbare, furchtbare Schweigen gebrochen werden?"

So stöhnte und stöhnte sie, bis der barmherzige Allvater hörte.

Ein kranker, schwacher, sterbender Mann kam über die Berge. Niemand kannte ihn unter Denen, welche gewesen waren wie sein eigenes Volk, aber er schlich im Sonnenuntergange nach dem Thale der beiden Flüsse und rief fragend: „Helys?"

Ohne Klage, ohne Vorwurf öffnete sie ihm ihre treuen Arme, wie sie jeden Tag in der ganzen langen Wüste des Lebens gethan haben würde, wenn er nur gekommen wäre. Nun, o glückselige Nacht, lag Deine friedliche Hand auf dem Haupte der Müden, denn die Zeit der Arbeit ist vorüber — der Tag des Lebens neigt sich zu Ende — aber seine letzten Stunden sind erfüllt von heiliger Freude, weil die Langgetrennten wieder beisammen sind, um nie wieder zu scheiden.

Nun erhebt Eure Stimmen, o Ströme; laßt lauter ertönen Euer triumphirendes Brautlied, denn die ewig Liebenden nahen, wo keine irdische Schranke der Trennung sich jemals zwischen Bräutigam und Braut aufrichten wird.

Wieder schaueten die Sterne, über dieses

ſchweigende Thal wandernd, herab auf Ith-Einar und Helys. Sie, die während des ganzen Lebens im Herzen eins geweſen, wurden jetzt nicht mehr getrennt.

Hand in Hand in ernſter feierlicher Gemeinſchaft wandelten die beiden nun Bejahrten am Strande des ewigen Meeres und hörten ſeine gewaltigen Wogen ſchon zu ihren Füßen anſchlagen — jenen Grabgeſang, der für ſie eine Freudenhymne war. Und dennoch wendeten ihre Augen ſich ein wenig zurück nach dem Wege, den ſie durchwandert.

„Helys," ſagte Ith-Einar, „Vieles, was vorher dunkel war, wird mir jetzt klar. Es iſt möglich, daß ſelbſt der wilde Eifer, für welchen ich auf alles Andere verzichtete, nicht ganz rein war. Ich dachte ein Prophet zu ſein unter den Menſchen — auf dem Berge in der Wüſte zu ſtehen wie der größte der Hebräer und meine Stimme erſchallen zu laſſen, gemiſcht mit dem Donner des Himmels. Aber dennoch war es meine Stimme, auf welche ich wünſchte, daß meine Brüder hören möchten, und mein menſchlicher Ruhm als eines von Gottes Geſendeten erſchien mir koſtbarer als die göttliche Botſchaft, die ich verkündete. Deßhalb war mein Werk nicht vollkommen."

„Aber dennoch iſt es ruhmreich geweſen," ant-

wortete die leiſe Frauenſtimme, deren gedämpfter Wohlklang, in den Stürmen des Lebens vergeſſen und verloren, jetzt nöthig war, um ſein Ende zu verſchönen. Er hatte ohne dieſe Muſik gelebt — konnte aber nicht ohne dieſelbe ſterben.

„Was nennſt Du ruhmreich?“ fragte Einar bitterlich. „Ich bin ein Prophet geweſen — ein Anführer — ein König; die Menſchen aber, welche den Saum meines Gewandes küßten, würden nicht einen einzigen Dorn entfernt haben, um meinen alten Füßen ihren Weg gefahrlos zu machen.“

„Aber dennoch,“ flüſterte die tröſtende Stimme, „haſt Du Dein Werk verrichtet, und die große Seele braucht keinen andern Lohn als das Gute, welches ſie zurückläßt.“

„O Helys,“ lautete die wehmüthige Antwort, „der einſame Berg trägt auf ſeinem Haupte Nichts als Schnee; Blumen wachſen in den Thälern, und leicht möglich iſt es, daß ihr Wohlduft den großen Geiſt angenehmer berührt. Ich habe zuweilen gedacht, daß ſelbſt in meinem Gelübde etwas Sündhaftes gelegen habe, und als der Weihrauch meines Ruhms zum Himmel emporſtieg, bedachte ich, daß der ſüße Geruch einem Opfer entſtamme, welches nicht von mir allein dargebracht worden. Meine Helys! Ich

wage nicht, in Dein Geſicht zu ſchauen und zu ſagen: Wie iſt es jetzt mit Dir?"

„In mir lebt Frieden — nur Frieden!" antwortete ſie und ihre Augen waren lächelnd aufwärts gewendet. „Ich habe Frieden gefunden, weil ich liebte. Es iſt nicht die Qual des Herzens, ſondern ſeine Veränderung, welche das Leben bitter und ſchwer zu tragen macht. Mein ganzes Leiden erſcheint mir jetzt nur noch undeutlich, wie ein halbvergeſſener Traum, wenn der Morgen dämmert. Denke nicht mehr daran, Ith-Einar."

Und auf Beide ſenkte ſich eine tiefe Stille herab, während die Schatten der Mondes dunkler wurden. Der Wind hörte auf zu wehen und die Sterne bezeichneten in ihrer Bahn ſchweigend jede Stunde und Minute des menſchlichen Pulſes, der immer langſamer und langſamer ſchlug.

„Helys," ſagte Ith-Einar in mattem Tone, „vor langer, langer Zeit erwachte meine Seele unter dem Kuſſe Deiner kindlichen Lippen zum Leben. Laß dieſelbe Berührung auch ihre ſelige Ruhe beſiegeln."

Sie küßte ihn mit dem letzten heiligen Kuſſe der Sterbenden und Beide wußten, daß dem ſo war.

„Wir brauchen einander nicht wieder Lebewohl zu ſagen," murmelte Ith-Einar.

„Nein, nie wieder!" war die Antwort.

Und die Worte und das Lächeln auf den Lippen Beider war freudig, wie bei zwei jungen Neuvermählten, welche zum ersten Male vor der Flamme ihres eigenen Heerdes stehen.

Helys hob ihre umflorten Augen auf und sah durch das Dunkel des Thales das Schimmern einer weißen steigenden Fluth; durch die Todesstille hindurch hörte sie die Musik der beiden Ströme, welche in wildem Jubel einander immer näher und näher rauschten.

Und sie wußte, daß die Zeit gekommen war. Sie blickte in das Antlitz Dessen, der ihr Bräutigam hätte sein können — ein grauer Schatten ruhete darauf.

Dennoch aber hielt sie ihren Blick darauf geheftet, bis der Schatten verschwand, und es legte sich langsam über das todte Antlitz ein Lächeln, das alle Furchen glättete, welche die Jahre darein gezogen, und die schöne Aehnlichkeit der ersten Jugend wieder zurückbrachte.

Helys schmiegte sich fester an ihren Verlobten, küßte ihn auf Mund und Augen, legte ihr Haupt an seine Brust und sank in tiefen Schlaf. Es war der Schlaf ewigen Friedens.

Nun erscholl eine triumphirende Musik — die Stimme der steigenden Fluthen, die keine menschliche

Macht zu zügeln vermochte. Stärker ward ſie und lauter, erfüllte das Thal mit ihrem Widerhalle bis hinauf zu den Sternen, und ging dann in ein einziges melodiſches Gemurmel der tiefſinnigſten Freude über.

Die beiden Ströme hatten ſich vereinigt!

V.

Kong Tolv.*)

Ein ſkandinaviſches Feenmährchen.

---

*) Die Idee zu dieſer Erzählung iſt theilweiſe einer däniſchen Ballade unter dem Titel „Die ſtolze Margarethe“ entlehnt.

Hyldreda Kalm ſtand an der Thür ihrer Hütte und ſchauete hinaus in die Stille des Sabbathmorgens. Das Dorf Skjelskör lag in geringer Entfernung thalabwärts, erleuchtet von dem Sonnenſcheine eines Sommers, wie man ihn in Seeland hat und der, obſchon kurz, doch glühend und lieblich iſt wie der des Südens.

Seit ſiebzehn Jahren hatte Hyldreda dieſe ſchöne Umgebung betrachtet — den Ort, an welchem ſie geboren war. Einen Sonntag nach dem andern hatte ſie ſo dageſtanden und dem fernen Läuten der Kirchenglocke gelauſcht.

Ein Fremder, welcher vorübergegangen wäre, würde geſagt haben, ihre Geſtalt und ihr Geſicht ſeien lieblich; die verwittwete Mutter aber, deren alleinige Stütze ſie war, und die kleine ſchwächliche Schweſter, die von der Wiege an ihr Liebling geweſen, würde geantwortet haben, wenn kein anderes

Mädchen ſo ſchön ſei, ſo ſei auch keins ſo gut wie Hyldreda, und dies wußte das ganze Dorf.

Wenn ſie ihren Sonntagskleidern mehr Sorgfalt widmete als die meiſten jungen Mädchen ihres Standes, ſo hatte ſie das Recht dazu — denn war ſie nicht ſo ſchön wie irgend eine Dame?

Und ſagten dies nicht die Augen des jungen Esbern Lynge, wenn er eine Woche nach der andern die hügelige Straße heraufkam und wieder nach der kleinen Kapelle hinunterging, um die langſamen Tritte der bejahrten Mutter zu ſtützen und ſeine Verlobte zu ſehen, die mit der kleinen Reſa an der Hand voranhüpfte?

„Kommt Esbern?“ fragte die Stimme der Mutter im Innern des Hauſes.

„Ich weiß es nicht — ich habe mich nicht nach ihm umgeſehen,“ antwortete Hyldreda mit mädchenhaftem Eigenſinn. „Ich ſah blos die Sonne auf den Fluß ſcheinen und den Eichwald im Winde wehen.“

„Schau' die Straße hinab, Kind; die Zeit vergeht. Geh' ſchnell.“

„Sie iſt ſchon fort,“ ſagte Reſa luſtig lachend. „Sie ſteht unter dem großen Hollunderbaume, um auf Esbern Lynge zu warten.“

„Ruf' ſie zurück! ruf' ſie zurück!“ rief die Mutter

ängſtlich. „Wie kann ſie ſich unter einen Hollunderbaum ſtellen, da wir heute den Johannisabend haben? Noch dazu an einem Sonntage, während ſie ſelbſt ein Sonntagskind iſt? Ruf' ſie ſchnell, Reſa."

Die Kleine erhob ihre Stimme und rief:

„Hyld —"

„Nicht beim Namen — nenne nicht ihren Namen!"

Und die Witwe Kalm fuhr, bei ſich ſelbſt murmelnd, fort:

„Vielleicht hat die Hyldemoer*) es nicht gehört. Ach, wenn ich an jenen Tag gedenke, wo mein Kind unter jenem Hollunderbaume geboren ward und ich arme verlaſſene Mutter mich durch die Furcht bewegen ließ, meinem Kinde dieſen Namen zu geben. Große Hyldemoer, ſei uns günſtig! Heilige Jungfrau, höre uns!"

Und das Gebet der Witwe ward ein ſeltſames Gemiſch von Aberglauben und Frömmigkeit.

---

*) Hyldemoer, Hollundermutter, iſt der Name einer däniſchen Fee, welche den Hollunder- oder Fliederbaum bewohnt. Eda bedeutet eine Großmutter oder Ahnfrau. An Sonntagen geborene Kinder ſtanden vorzugsweiſe unter dem Schutze der Feeen oder Elfen.

„Heilige Maria!“ betete ſie, „laß die Elfen keine Macht haben über meine Tochter. Habe ich ſie nicht vor allem Uebel bewahrt — liegt das heilige Kreuz nicht Tag und Nacht auf ihrer reinen Bruſt? Führe ich ſie nicht jeden Sonntag, Sommer und Winter, bei Sturm, Sonnenſchein oder Regen, nach der Kapelle im Thale? Und heute will ich ein doppeltes Gebet für ſie verrichten.“

Die Mutter hatte kaum die Perlen ihres Roſenkranzes durchgebetet, als Hyldreda an ihrer Seite ſtand, und der Leichtfüßigen folgend kam Esbern Lynge.

„Warum verweilteſt Du unter dem Baume, Kind?“ fragte die Mutter. „Es geziemt ſich nicht für ein junges Mädchen, ſich außerhalb des Hauſes herumzutreiben. Auf wen warteteſt Du denn ſo begierig?“

„Auf Dich nicht, Esbern,“ lachte das Mädchen, indem ſie ihren Verlobten, der ſich mit froher, zuverſichtlicher Miene heraundrängte, kopfſchüttelnd anſah. „Ich ſchauete nach einem großartigen, prächtigen Zuge, welcher ſich die Straße entlang bewegte, und gedachte, wie angenehm es ſein müßte, ſich Sonntags putzen zu können wie die Dame des Schloſſes, und träg und unthätig hinter vier bäumenden Pferden im

Wagen zu lehnen, anſtatt in dieſen ſchweren, plumpen Schuhen entlang zu traben."

Die Mutter runzelte die Stirn, und Esbern Lynge machte ein bekümmertes Geſicht.

„Ich wollte, ich könnte ihr Alles geben, wornach ſie ſich ſehnt," ſeufzte der junge Mann, während ſie ihren Weg antraten, wobei ſein pflichtgetreuer Arm die Witwe ſtützte und Hyldreda und Reſa ihnen vorausſprangen; „ſie iſt ſchön wie eine Königin — ich wollte, ich könnte ſie zu einer machen."

„Wünſche lieber, Esbern, daß der Himmel ſie zu einem frommen, beſcheidenen Mädchen und mit der Zeit zu einer guten Frau mache; daß ſie in Demuth und Zufriedenheit lebe und einmal unter ihrem Volke in Frieden ſterbe."

Esbern ſagte Nichts — er konnte nicht an den Tod und Hyldreda zugleich denken.

Somit gingen er und die Witwe Kalm ruhig weiter, und zwar ſo langſam, daß ſie die beiden fröhlichen Schweſtern bald aus den Augen verloren.

Hyldreda plauderte luſtig von dem großartigen Schauſpiel, welches ſie ſo eben geſehen, und ſchilderte der kleinen Reſa den vergoldeten Wagen und die bäumenden Pferde mit funkelndem Geſchirr.

„Ha! es war ein langer Zug, als er ſich ſo nach dem Fluſſe hinab bewegte. Wer weiß, ob es nicht

vielleicht der König und die Königin ſelbſt geweſen ſind."

„Nein," ſagte die kleine Reſa faſt furchtſam, „Du weißt doch, daß Kong Tolv*) niemals einen ſterblichen König die Brücke von Skjelskör paſſiren läßt."

„Kong Tolv! Was? noch mehr Geſchichten von Kong Tolv!" lachte das heitere Mädchen. „Ich habe ihn niemals geſehen; ich wünſchte aber, ich könnte ihn ſehen, denn dann könnte ich Deine Geſchichte vielleicht glauben, Kleine."

„Still! ſtill! Mutter ſagte mir, ich ſollte nie von dieſen Dingen mit Dir ſprechen," antwortete Reſa. „Widerrufe Deinen Wunſch, ſonſt kann Unheil daraus entſtehen."

„Ich frage nicht darnach. Wer könnte an einem ſo herrlichen Tage auf dieſe Elfengeſchichten achten? Schau', Reſa, dieſe ſonnige Wieſe hinab, wo ein Wolkenſchatten auf dem Raſen tanzt. Es iſt eine ſeltſame Wolke, denn ſie hat faſt Aehnlichkeit mit einer menſchlichen Geſtalt."

„Es muß Kong Tolv ſein, der ſich im Sonnen-

---

*) Kong Tolv, oder König Zwölf, iſt einer der Elfenkönige, welche ſich in die geſpenſtiſche Herrſchaft über Seeland theilen.

ſcheine wälzt," rief das zitternde Kind. „Sieh' weg, Schweſter, damit er uns nicht hört."

Wieder erſcholl Hyldreda's furchtloſes Gelächter wohllautend durch die Luft, und ſie ſah ſich fortwährend um, bis ſie von der offenen Straße in das Dunkel des Eichenwaldes traten.

„Es iſt ſonderbar, daß Du ſo muthig biſt," ſagte Reſa wieder. „Ich zittre ſchon bei dem Gedanken an die Elfen und Kobolde, von welchen unſere Leute im Dorfe erzählen, während Du nicht die mindeſte Furcht verräthſt. Wie kommt das, Schweſter?"

„Ich weiß es ſelbſt nicht; ich weiß blos, daß ich mich niemals vor Etwas gefürchtet habe," antwortete Hyldreda gleichgültig. „Was Kong Tolv betrifft, ſo laß ihn nur kommen — ich mache mir Nichts daraus."

Während ſie noch ſprach, rauſchte ein Windſtoß durch den Eichenwald. Die Bäume begannen ihre Wipfel zu neigen, und die untern Zweige bewegten ſich mit den Blättern raſchelnd und murmelnd, während das junge Mädchen unter ihnen hinwegſchritt.

Sie richtete das Geſicht empor.

„Ha, er iſt köſtlich — dieſer weiche, balſamiſche Wind! Er berührt mein Geſicht wie luftige Küſſe —

er läßt die Blätter wie in muſikaliſchem Geflüſter zu mir ſprechen. Hörſt Du ſie nicht auch, kleine Reſa? Hörſt Du nicht, wie —"

Hyldreda ſchwieg plötzlich und ſchauete mit geſpanntem Blicke die Straße hinab.

„Nun, Schweſter," ſagte Reſa, „was träumſt Du? Komm', wir werden zu ſpät in die Kirche kommen und die Mutter wird ſchelten."

Die ältere Schweſter aber ſtand regungslos.

„Wie ſeltſam iſt Dein Blick! Was ſieh'ſt Du, Hyldreda?"

„Was ich ſehe? — Was giebt's denn?"

„Weiter Nichts als eine Staubwolke, welche der Wind vor ſich hertreibt. Tritt zurück, Schweſter, oder ſie wird Dich blind machen."

Hyldreda ſtand aber immer noch vorwärts geneigt und murmelte mit bewundernden Augen:

„O, der herrliche goldene Wagen mit ſeinen vier ſchönen weißen Pferden! Es ſitzt ein Mann darin — ſicherlich iſt es der König! und die Dame neben ihm iſt die Königin — ſie wendet ſich herum."

Hyldreda ſchwieg ſtumm vor Verwunderung, denn trotz der prächtigen mit Juwelen bedeckten Gewänder erkannte ſie dieſes Geſicht. Es war daſſelbe, welches ſie vor einer Stunde in ihrem kleinen zer-

brochenen Spiegel betrachtet! Die Dame im Wagen war das treue Ebenbild ihrer selbst!

Der Zug schwebte vorüber und verschwand. Die kleine Resa drehete sich herum und wischte sich die Augen. Das unschuldige Kind hatte weiter Nichts gesehen als eine Staubwolke.

Ihre ältere Schwester beantwortete ihre Fragen nicht, sondern schwieg, von einem namenlosen Grauen erfaßt.

Dieses ging auch nicht vorüber, selbst als man die Kapelle erreichte und Hyldreda zum Gebet niederkniete. Ueber den Schall des frommen Gesanges hinweg hörte sie die entzückende Musik der Blätter im Eichenwald, und anstatt des Priesters schien sie die beiden blendenden Gestalten zu sehen, welche neben einander in dem goldenen Wagen gesessen.

Als der Gottesdienst zu Ende war und Alle wieder nach Hause gingen, verweilte sie unter dem Baume, wo die Vision oder Wirklichkeit — mochte es nun gewesen sein, was es wollte — ihren Augen begegnet war, und sehnte sich beinahe nach deren Wiedererscheinen.

Ihre Mutter aber flüsterte Esbern Etwas zu, und sie zogen Hyldreda eilig mit sich fort.

Sie legte ihren Sonntagsmantel ab, das scharlachene Gewand, welches zu spinnen, zu weben und

zu nähen ihr eine Welt von Mühen gekoſtet hatte. Wie grob und häßlich erſchien es ihr jetzt! Sie warf es verächtlich auf die Seite und dachte, wie ſchön die Dame in dem purpurnen Gewande ausgeſehen, die ſo große Aehnlichkeit mit ihr ſelbſt gehabt.

„Und warum könnte ich nicht eben ſo ſchön ſein als ſie?“ fragte ſie ſich. „Ich würde es ſein, wenn ich nur ſo fein gekleidet wäre. Der Himmel hätte mich auch lieber zu einer vornehmen Dame machen können als zu einem armen Bauernmädchen.“

Dieſe Gedanken drängten ſich in das bis jetzt ſo reine und glückliche junge Herz. Sie verfolgten ſie ſogar noch, als ſie ſich wieder zu ihrer Mutter, Reſa und Esbern Lynge begab.

Sie bereitete das Mittagsmahl, aber ihr Tritt war ſchwer und ihre Hand träg. Die Mahlzeit kam ihr unſchmackhaft vor und die Hütte ſah finſter und ärmlich aus. Sie fragte ſich, was für einen Palaſt wohl die ſchöne Dame bewohnen möchte, und ob der König, wenn es nämlich ein König geweſen war, an ſeiner Bankettafel ſich eben ſo unbeholfen zeige wie Esbern Lynge an dem geringen Tiſche hier.

Während der Abenddämmerung ſtahl Hyldreda ſich nicht wie gewöhnlich hinaus, um mit ihrem Geliebten unter der kleinen von Roſen umkränzten Vorhalle zu plaudern. Sie ging vielmehr und verſteckte

ſich vor ihm unter den Zweigen des großen Hollunderbaumes, der für ſie ſtets einen ſeltſamen Reiz hatte, weil er von allen andern der Ort war, an welchem ihr verboten worden zu weilen. An dem heutigen Tage aber begann Hyldreda ſich nicht mehr als Kind zu fühlen, ſondern als ein erwachſenes Mädchen, welches ſeinen freien Willen hat.

Sie ſaß in dem träumeriſchen Dunkel des ſchweren Laubwerks. Der ermattende Duft deſſelben überwältigte ſie wie ein Zauber. Selbſt die weißen Büſchel der Hollunderblüthen ſchienen unter dem Zwielichte lebendig zu werden, ſich in Geſichter zu verwandeln und ſie anzugrinſen, mochte ſie ſich wenden, wohin ſie wollte.

Sie ſchloß die Augen und verſuchte die Viſion des goldenen Wagens und beſonders des königlichen Mannes zurückzurufen, welcher darin ſaß. Sie hatte ihn kaum deutlich geſehen, aber ſie fühlte, daß er ausſah wie ein König. Wenn ein Wunſch hinreichte, ihr ein ſo herrliches Loos zu bereiten, ſo hätte ſie außer dem Glanze koſtbarer Kleider und großartiger Paläſte allerdings noch einen Mann von ſo ſtattlichem Ausſehen zu ihrem Gemahle gewünſcht.

Und das arme Mädchen ward auf rauhe Weiſe aus dem ſchönen Traume emporgerüttelt, als ſie die

beiden ſchweren Hände des jungen Esbern Lynge auf ihren Schultern fühlte.

Stolz ſchüttelte ſie dieſelben ab.

Ach er, der ſie ſo innig liebte, hatte bei ihr ſtets nur geringe Gegenliebe gefunden. Heute fand er gar keine. Er kam zu ſehr ungelegener Zeit; denn in dem Augenblicke, wo ſeine Hand die Hollunderzweige auf die Seite bog, zerrannen alle blendende Phantaſiegebilde ſeiner Verlobten in Nichts.

Obendrein kam er auch mit einem Antrage, denn er bat ſie, nicht länger mit ihm zu ſpielen, ſondern ſeine und ihrer Mutter Hoffnung zu erfüllen und als Hausfrau in ſeine Schmiedewerkſtätte einzuziehen — ſie, die ſo eben noch einen Palaſt als ihre Wohnung geträumt!

Sie antwortete anfangs kein Wort, und dann folgten kalte, grauſame Worte, die ſchlimmer waren als Schweigen.

Esbern, der, obſchon er liebte, doch ein junger Mann war, der auch ſeinen Stolz beſaß, und es für eine Schande hielt, ſich von der leichtfertigen Zunge eines Mädchens verſpotten zu laſſen, verließ ſie und ging fort — nicht zornig, aber ſehr bekümmert.

Die kleine Reſa kam, um ihre Schweſter zu rufen Hyldreda aber zitterte vor dem ſich gegen ſie

zuſammenziehenden Sturme, denn die Witwe Kalm war, obſchon eine zärtliche Mutter, doch eine Frau, die zu herrſchen verſtand. Ihre laute, ernſte Stimme verkündete der Tochter ſchon den Verweis, der ihr bevorſtand. Um ihm ein wenig aus dem Wege zu gehen, bis ihr eigenes ſtolzes Gemüth ſich ein wenig beruhigt hätte, ſagte Hyldreda ihrer Schweſter, ſie würde nicht eher hineinkommen als bis ſie einen kleinen Spaziergang die vom Monde beleuchtete Straße hinab gemacht.

Als ſie unter dem Hollunderbaume hinwegging, hörte ſie eine Stimme, welche klang wie die ihrer Mutter, und doch auch nicht wie die ihrer Mutter — nein, dieſe konnte es nicht ſein, denn ſie rief ihr nach:

„Komm' jetzt oder komm' nie wieder."

Ein ſchlimmer Impuls trieb das ſtolze Mädchen, ihr Recht auf freies Handeln zu behaupten, und ſie entfernte ſich mit raſchen fliehenden Schritten von ihrer Wohnung.

Sie wollte natürlich blos kurze Zeit abweſend bleiben, um ihren Stolz und Unabhängigkeitsſinn zu zeigen, und dann zurückkehren, um allem Zwiſte ein Ende zu machen. Nichtsdeſtoweniger aber hatte Hyldreda, ehe ſie es noch ſelbſt wußte, den Eichen-

wald erreicht, in welchem ſie am Morgen jene ſeltſame Erſcheinung gehabt.

Und ſiehe, wiederum und in dem Mondlichte faſt noch glänzender als am Tage, kam der ſtolze Zug vorüber. Seine Fackeln warfen rothe Schatten auf die Bäume, und ſeine Räder dröhnten durch die ſtille Nacht wie harmoniſch geſtimmte Silberglöckchen. Und in ſeiner Pracht allein, majeſtätiſch, aber lächelnd, ſaß der Herr all' dieſes Glanzes.

Der Wagen hielt und er ſtieg aus. Nun verſchwand der ganze Zug, und aller ſeiner Pracht entkleidet, bis auf einen gewiſſen hellen Schein, den ſchon ſeine bloße Gegenwart zu verbreiten ſchien, ſtand der König, wenn es in der That ein ſolcher war, neben dem zitternden Landmädchen.

Er redete ſie nicht an, ſondern ſah ihr forſchend in's Geſicht, bis Hyldreda ſich gezwungen fühlte, zuerſt zu ſprechen.

„Herr, wer biſt Du, und was willſt Du von mir?“

Er lächelte.

„Ich danke Dir, freundliche Maid, denn Deine Frage hat den Zauber gehoben. Anders hätte er nicht gebrochen werden können, nicht einmal von Kong Tolv.“

Hyldreda ſchauderte vor Furcht. Ihre Finger

verſuchten das Kreuz zu faſſen, welches ſtets auf ihrer Bruſt ruhete, aber ſie hatte das plumpe ſchwarze hölzerne Crucifix von ſich geworfen, während ſie von goldenen Zierrathen träumte.

Und es war der heilige Johannisabend, und ſie ſtand in dem geſpenſtiſchen Eichenwald!

Sie hatte nicht mehr die Macht, zu fliehen, und ihr Gebet erſtarb ihr auf der Zunge, denn ſie wußte, daß ſie ſich nun in der Gewalt des Bergkönigs befand.

Kong Tolv begann nach Elfenweiſe kurz und keck ſeinen Antrag zu machen.

„Schönes Mädchen, der Thron der Königin iſt leer, und Du mußt ihn wieder füllen. Komm' mit in meinen Palaſt unter dem Berge."

Das Mädchen ſchluchzte aber, ſie ſei zu niedrig geboren, um auf dem Throne einer Königin zu ſitzen, und kein Sterblicher, mit Ausnahme der Todten, nehme je ſeinen Wohnſitz unter der Erde. Und ſie bat den Elfenkönig, ſie zu ihrer Mutter und der kleinen Reſa zurückkehren zu laſſen.

Er lachte blos.

„Möchteſt Du Dich denn alſo mit der armſeligen Hütte, dem ſchwarzen Brote und der Arbeit von früh bis Abend begnügen? Wünſchteſt Du nicht ſelbſt einen Palaſt und einen Gemahl wie mich? Und

wehete nicht die Hyldemoer mir Deinen Wunsch zu, so daß ich hierher gekommen bin, um Dich unter dem Hügel zu treffen und willkommen zu heißen?"

Hyldreda machte eine einzige verzweifelte Anstrengung, um zu entrinnen, sie hörte aber wieder Kong Tolv's stolzes Gelächter, und als sie aufblickte, sah sie, daß der dichte Eichenwald sich in ein bewaffnetes Heer verwandelt hatte. An der Stelle eines jeden Baumes stand ein wilder Krieger — bereit, ihr jeden Schritt der Flucht zu verwehren.

Sie glaubte, es müsse Alles ein Fiebertraum sein, der mit dem Morgen verschwinden würde.

Plötzlich hörte sie die ferne Dorfuhr die Stunde schlagen. Mechanisch zählte sie: eins — zwei — drei — vier — und so weiter bis zwölf.

So wie sie dieses letzte Wort aussprach, schloß Köng Tolv sie in seine Arme und sagte:

„Du hast mich genannt und bist mein."

Sofort schwand die ganze Umgebung hinweg, und Hyldreda sah sich an dem kahlen Abhange eines kleinen Hügels allein im Mondlichte stehen.

Es dauerte aber nicht lange, so ward die helle Nacht dunkel und ein gewaltiger Sturm erhob sich. Zitternd sah sie sich nach einem Obdach um und bemerkte in der Hügelwand eine kleine winzige Thür, welche sie aufzufordern schien, einzutreten.

Sie that es! Im nächſten Augenblicke ſtand ſie, geblendet von einem Lichtmeere, eine Sterbliche mitten in dem Feſtgelage der Elfen. Sie hörte Kong Tolv's Stimme, halb ſprechend, halb ſingend:

„Willkommen, Mädchen, ſchön und fein,
Dein eig'ner Wille führt Dich herein —
Du biſt nun in des Berges Schooß,
Bleib' hier, beklage nicht Dein Loos."

Und betäubt durch die Muſik, den Tanz und den Glanz, dachte Hyldreda weder an die Hütte mit ihrem einen leeren Stuhl, noch an die unglückliche Mutter, noch an die kleine Schweſter, welche mit weinenden Augen die einſame Straße hinabſchauete.

* * *

Die ſterbliche Jungfrau ward die Gemahlin des Elfenkönigs und wohnte ſieben lange Jahre in dem Berge — wenigſtens ſchienen es ſo viele im Elfenland zu ſein, wo die Zeit vergeht wie ein Muſikſtück, welches verhallt, um wieder vom Neuen zu beginnen.

Nur wenig dachte ſie an die Oberwelt, denn in dem Bergpalaſte war fortwährendes Vergnügen und Pracht ohne Ende.

Keine Erinnerung an die verlaſſenen Verwandten beunruhigte ſie, denn ſie ſaß auf dem Throne

der Königin, und alle Elfen beugten ſich tief vor der Gemahlin des mächtigen Kong Tolv.

So hätte ſie immer leben können, ohne einen Wunſch, jemals auf die Erde zurückzukehren, bis ſie eines Tages einen perlenden Strom durch das Dach des Palaſtes herabſickern ſah.

Die Elfen flohen davon und ſagten, es müſſe ein Sterblicher ſein, der auf dem graſigen Hügel oben über ihnen weine.

Hyldreda aber blieb und ſchauete zu, bis der Strom ſich in einen klaren, durchſichtigen Tümpel ſammelte. Einen herrlichen Spiegel bildete er, und die Gemahlin des Bergkönigs liebte es von jeher, ihre eigene Schönheit zu betrachten.

Und ſomit ging ſie und ſchauete hinein in das blanke Waſſer.

In dieſem aber ſah ſie — nicht das Bild der Elfenkönigin, ſondern des Landmädchens mit dem rothen Mantel, den groben Kleidern und dem ſchwarzen Crucifix.

Angewidert wendete ſie ſich ab, ihre Leute aber brachten ihr einen Elfenſpiegel, in dem ſie ihr gegenwärtiges Ich ſchauen konnte, prachtvoll gekleidet und tauſend Mal ſchöner.

Der Anblick entzündete einen ſtolzen Wunſch in ihrem Herzen.

Sie ſagte zu ihrem Gemahl:

„Laß mich auf kurze Zeit in mein Heimathsdorf und in meine alte Wohnung zurückkehren, damit ich dort meinen ganzen Glanz und meine Größe zeigen kann. Laß mich einziehen, in meinem goldnen Wagen ſitzend, mit den vier weißen Pferden, als Königin, gerade ſo wie die Dame, die ich einmal in dem Eichenwalde ſah.“

König Tolv lachte und war damit einverſtanden.

„Aber,“ ſagte er, „bewahre dabei Deinen Stolz. Bei dem erſten Seufzer, der erſten Thräne hole ich Dich mit Schande in den Berg zurück.“

Und ſomit verließ Hyldreda den Feenpalaſt und kam mit einer Königin würdigem Schaugepränge durch das Dorf gefahren. Nachdem ſieben Jahre vergangen waren, ſtand ſie in ihrem Stolze und Uebermuthe an der Thür ihrer Mutter.

Sieben Jahre waren es, von welchen aber keins auch nur einen Schatten auf die Schönheit der Tochter geworfen hatte.

Dagegen war die Mutter durch die Zeit und durch den Kummer faſt bis an den Rand des Grabes niedergebeugt. Die eine erkannte die andere nicht, bis Reſa dazwiſchen kam, die kleine Reſa,

welche das alte Ich ihrer Schweſter in der Anmuth von ſiebzehn Jahren blühen ſah.

Für ſie war die Pracht des ſchönen Gaſtes Nichts — ſie ſah blos Hyldreda, die Verlorene und Wiedergefundene.

„Wo biſt Du geweſen?“ fragte die Mutter zweifelhaft, als zur Antwort auf alle ihre Liebkoſungen die ſtattliche Dame ſie nur mit ſtolzem Lächeln betrachtete. „Wer gab Dir dieſe prachtvollen Kleider und warf den Schleier des Eheweibes über Dein Haar?“

„Ich bin die Gemahlin des Bergkönigs,“ ſagte Hyldreda, „ich wohne in einem prächtigen Palaſte und ſitze auf dem Throne einer Königin.“

„Gott ſchütze Dich!“ antwortete die Mutter.

Hyldreda aber wendete ſich ab, denn Kong Tolv hatte ihr befohlen, niemals dieſen einen heiligen Namen anzuhören oder auszuſprechen. Sie begann ſich nach ihrer lange vergeſſenen Heimath zu erkundigen, aber halb nachläſſig, als ob ſie jetzt kein Intereſſe mehr daran hätte.

„Und wer war es,“ fragte ſie, „der am Abhange des Berges weinte, bis die Thränen hindurchſickerten und die Wände meines Palaſtes fleckig machten?“

„Ich,“ antwortete Reſa erröthend, und Hyldreda bemerkte, daß ihre Schweſter, ſo jung ſie auch noch

war, den Kopfputz einer verheiratheten Frau trug. „Ich ſaß dort mit meinem Kinde und weinte, als ich an meine Schweſter dachte, die ſchon lange geſtorben und die Freuden des Weibes und der Mutter niemals kennen gelernt. Und es betrübte mich faſt, zu bedenken, daß meine Liebe ſelbſt aus Esbern Lynge's Herzen die Bitterkeit ihrer Erinnerung getilgt."

Die ältere Schweſter lachte ſtolz, als ſie dieſen Namen hörte.

„Nimm Deinen Mann und ſei glücklich, Mädchen — ich beneide Dich nicht — ich bin die Gemahlin des großen Bergkönigs."

„Und liebt Dich Dein Gemahl? Sitzt er des Abends an Deiner Seite und läßt Dich Dein müdes Haupt an ſeine Bruſt lehnen, wie Esbern mit mir thut? Und tanzen fröhliche Kinder um Dich herum, und haſt Du ein blauäugiges, welches des Nachts ſich wie eine Taube an Dein Herz ſchmiegt? Sage, theure Schweſter, biſt Du ſo glücklich wie ich?"

Hyldreda ſchwieg. Die ſüßen Bande der Erde kehrten in ihre Erinnerung zurück, und der Glanz ihres Looſes ſchien ihr nur Einſamkeit zu ſein. Den Befehl ihres Gemahls vergeſſend, ſeufzte ſie, ja, ſie weinte ſogar eine kummervolle Thräne, und augenblicklich ſtand Kong Tolv vor ihr.

„Tödte mich, aber ſchone meine Mutter, meine Schweſter," rief Hyldreda in flehendem Tone.

Die Bitte war aber überflüſſig, Mutter und Schweſter ſahen den Elfenkönig nicht, und er achtete auch nicht auf ſie. Er trug nur Hyldreda fort, während er ihr ſpottend dieſelben Verſe in's Ohr flüſterte, welche ſie zu der Seinigen gemacht:

„Willkommen, Mädchen, ſchön und fein,
Dein eig'ner Wille führt Dich herein —
Du biſt nun in des Berges Schooß,
Bleib' hier, beklage nicht Dein Loos."

Als Hyldreda's Mutter und Schweſter ihre Augen aufhoben, ſahen ſie weiter Nichts als eine Staubwolke, welche an der Thür der Hütte vorüberfegte, und hörten Nichts als das Heulen des alten Hollunderbaumes, deſſen Zweige von einem Windſtoße hin und her geſchüttelt wurden.

* * *

Kong Tolv führte ſeine ſterbliche Braut in den Berg zurück. Hier ſetzte er ſie auf einen goldnen Stuhl und brachte ihr ein Silberhorn mit Elfenwein, in welchen er eine Weizenähre geworfen. Bei dem erſten Zuge vergaß ſie das Dorf, wo ſie gewohnt — bei dem zweiten die Schweſter, welche ihr

Liebling geweſen — bei dem dritten die Mutter, welche ſie geboren.

Wieder freu'te ſie ſich des Glanzes ihres Feenpalaſtes und eines Lebens niemals endender Vergnügungen.

Ein Monat nach dem andern verging — von ihr kaum gezählt, oder nur im Scherze gezählt, wie ſie eine Handvoll Roſen gezählt hätte, die ſie alle ſo feſt und ſicher gehalten, daß keine ihr hätte entfallen oder verwelken können, oder wie die kleinen Wellen eines Bächleins, deſſen Quelle ewig geſprudelt.

Hyldreda dachte nicht wieder an irdiſche Dinge als bis ein junges, neues Leben ſich zu dem ihren geſellte. Als ihr ſchöner Knabe, halb Elf, halb Sterblicher, ſich an ihre Bruſt ſchmiegte, erweckte er in derſelben die Quelle menſchlicher Liebe und lange vergeſſener Erinnerungen.

„O, laß mich noch einmal in meine Heimath zurückkehren — nur noch ein einziges Mal!“ bat ſie ihren Gemahl. „Laß mich gehen, damit ich meine Mutter um Verzeihung bitte, und vor allen Dingen, damit ich dieſem meinem unſchuldigen Kinde den Segen der Kirche erwirken kann.“

Koug Tolv runzelte die Stirn und zeigte dann eine niedergeſchlagene Miene, denn die Elfen haben blos den *einen* Kummer, daß ſie nebſt allen andern

dem Elfengeschlecht Angehörenden von der Gnade des Himmels ausgeschlossen sind. Ihr Leben wird nach Jahrhunderten, nicht nach Jahren gezählt, aber sie haben keine Hoffnung auf Unsterblichkeit.

Deßhalb stehlen sie oft sterbliche Weiber, und bemühen sich, ihre Kinder dem heiligen Gebrauche gemäß taufen zu lassen, damit sie der Segnungen theilhaftig werden, welche den Nachkommen Adam's beschieden sind.

„Thue wie Du willst," antwortete der Bergkönig, „aber wisse, es steht eine Strafe darauf — zum Austausch für eine Seele muß ein Leben gegeben werden."

Diese unheimlichen Worte schreckten die junge Mutter eine Zeitlang, aber bald versetzte das anmuthige seltsame Gebahren ihres Kindes sie wieder in eine glücklichere Stimmung, so daß ihr Wunsch ganz in den Hintergrund trat.

Das Kind wuchs nicht heran wie ein sterbliches Kind. Eine überirdische Schönheit thronte auf seinem Antlitze, und schon von seiner Geburt an ließ sich seine frühe Reife vorhersehen. Seine Rede war pure Weisheit, und aus seinem Lächeln leuchtete Nachdenken. Die Mutter las in seinen Augen ihre eigene Seele — die reine Seele, welche ihr sonst eigen gewesen.

Eines Tages, als Hyldreda dem Kinde bei ſeinen Spielen folgte, bemerkte ſie, daß es durch den ſcheinbaren Ausgang des Feenpalaſtes verſchwand, welchen Ausgang ſie ſelbſt niemals im Stande geweſen war zu finden.

Sie vergaß, daß ihr Sohn ſowohl vom Elfen- als vom Menſchengeſchlechte abſtammte.

Der Knabe eilte hinaus, und ſeine Mutter begierig hinterdrein, bis ſie ſich mit ihm auf einer Wieſe in der Nähe des Dorfes Skjelskör ſah, wo ſie vor Jahren oft geſpielt hatte.

Es war an einem Sonntag Morgen, und fröhlich, obſchon zugleich feierlich, klangen die Kirchenglocken. Alle Klänge und Geſtalten der Erde tauchten wieder in ihrer Erinnerung auf, mit einer Sehnſucht, die durch Nichts zu zügeln war.

In dem weißen gefrornen Graſe — denn es war zur Winterszeit — knieete die Gemahlin des Kong Tolv, und hielt feſt an ihre Bruſt den Elfenknaben gedrückt, der bei jedem Windſtoße vor Froſt ſchauderte, aber dennoch zu lächeln ſchien.

Hyldreda knieete, bis die Glocken mit dem Augenblicke des beginnenden Gottesdienſtes ſchwiegen. Und dann entrangen ſich ihren Lippen die lange verſiegelt geweſenen Gebete, die Gebete ihrer Kindheit.

Während ſie dieſelben ſtammelte, fielen ihre

koſtbaren Feengewänder von ihr herab, und ſie blieb in das grobe Gewand gekleidet, welches ſie trug, als Kong Tolv ſie entführte, nur daß daſſelbe in elenden Fetzen von ihr herabhing, als ob es ſeit Jahren getragen worden, und durch die Riſſe hindurch durchbohrte der eiskalte Wind ihre Bruſt, ſo daß das Herz in derſelben hätte erſtarren und ſterben müſſen, wenn nicht die unauslöſchliche Wärme der Mutter darin gewohnt hätte.

Dieſe ſagte ihr, daß auch noch in einem andern Mutterherzen Wärme vorhanden ſein müſſe.

„Ich will heim gehen," murmelte ſie; „ich will ſagen: ‚Mutter, nimm mich auf und rette mich, ſonſt muß ich ſterben'."

Und demgemäß, als die Nacht hereinbrach und alle Dorfbewohner in ihren Häuſern weilten und Niemand über ſie und ihr Unglück ſpotten konnte, ſchlich die arme Verlaſſene nach dem Hauſe ihrer Mutter.

Die Thür deſſelben hatte ihr offen geſtanden, als ſie kam in ihrem Stolze, wie hätte ſie ihrem Kummer und ihrer Demuth verſchloſſen ſein können! Und gab es wohl je ein ächtes Mutterherz, in welchem es, ſo lange noch das Leben darin ſchlug, nicht ein Aſyl für ein bereuendes Kind gegeben hätte?

Hyldreda fand Schutz und Ruhe.

Der kleine Elfenknabe aber, welcher an die Luft der Erde nicht gewöhnt war, ließ fortwährendes Wehklagen hören. Des Nachts ſchloſſen ſich die ſeltſamen Augen niemals, ſondern ſahen ſie mit ſtummer Bitte an. Und mit zehnfacher Gewalt kehrte der erſte Wunſch der Mutter zurück, daß ihr Liebling ein „getauftes Kind" werden möchte.

Die alte Großmutter freute ſich ſehr darüber, denn ſie betrachtete den hinſiechenden, ſchwächlichen Knaben mit Mißtrauen.

Hyldreda dagegen erinnerte ſich der Worte ihres Gemahls, daß für eine Seele ein Leben ausgetauſcht werden müßte.

Dies konnte kein anderes ſein als das ihrige, dieſes war ohne Zweifel der Preis, und auf dieſe Weiſe hatte der Himmel die Sühne ihres Verbrechens geboten. Wenn dem ſo war, ſo war ſie bereit, es darzubringen, dafern nur der Himmel ihr geliebtes Kind in ſeine Gnade aufnähme.

Es war in der Nacht, in der kalten, weißen Nacht, als die Witwe Kalm mit ihrer Tochter und dem geſpenſtiſchen Knaben die Kapelle von Skjelskör erreichte.

Auf dem ganzen Wege dahin waren ſie durch ein ſeltſames, unheimliches Getöſe verfolgt worden, und als ſie den Eichenwald paſſirten, war es, als ob die überhängenden Zweige ſich in Rieſenhände ver-

wandelten, welche fortwährend nach dem Kinde haſchten.

Dies war aber vergebens, denn die Mutter hielt es feſt, und auf ſeine kleine Bruſt hatte ſie das hölzerne Kreuz gelegt, welches ſie als Mädchen ſelbſt zu tragen gepflegt.

Bitterlich hatte das Kind gewehklagt; als ſie aber die Schwelle der Kapelle überſchritten, hörte das Wehklagen auf und ein Lächeln verklärte ſein Antlitz — ein reines, frommes Lächeln, ſo wie man es bei kleinen Kindern ſieht, die in ſo ſchönem Schlafe liegen, daß der Sarg ihre Wiege zu ſein ſcheint.

Die Mutter ſah es und dachte, wie wenn nun ihre Ahnung wahr wäre und der Augenblick, der ihrem Kinde das Thor der himmliſchen Barmherzigkeit öffnete, ihr ſelbſt das Leben und die Freuden des Lebens verſchlöſſe! Aber ſie fühlte keine Furcht.

„Laß mich Dich noch einmal küſſen, mein Kind, mein Liebling,“ murmelte ſie; „vielleicht küſſe ich Dich nie wieder. Schon jetzt iſt mir, als wenn meine Augen dunkler würden und als ob Dein kleines Antlitz mir entſchwebte. Aber nun kann ich Dich ziehen laſſen, mein ſüßes Kind. Gott wird Dich in ſeine Obhut nehmen und Dich behüten, ſelbſt in dieſer bittern, feindſeligen Welt.“

Sie umſchlang und küßte den Knaben noch-

mals, kniete ruhig, aber ſehr bleich nieder und erwartete, was das Schickſal über ſie verfügen würde.

Der Prieſter, welcher verſtohlen übte, was er beinahe für eine Entweihung der heilige Ceremonie hielt, begann über dem Elfenknaben die Taufformel zu leſen.

Während dieſer ganzen Zeit betrachtete ihn der Täufling mit jenen geheimnißvollen Augen, die ſich ſo kürzlich erſt der Welt erſchloſſen und gleichwohl die Gemüthsbewegungen eines ganzen Lebens auszudrücken ſchienen. Als aber das darüber geſprengte geweihete Waſſer ſie berührte, ſchloſſen ſie ſich, ſanft, langſam, wie eine blaue Blume des Nachts.

Die Mutter, noch lebend und erfüllt von dankbarer Verwunderung, daß ſie noch lebte, nahm ihren wiedergewonnenen Schatz, ihr chriſtliches Kind aus den Armen des Prieſters. Es lag lächelnd da, aber es hob die Augen nicht auf; die Farbe ſchwand von ſeinen Lippen, und ſeine kleinen Hände wurden kalt. Ihm — nicht ihr hatte die Warnung gegolten. Es hatte ſein kleines Leben ausgehaucht und eine unſterbliche Seele empfangen.

* * *

Jahre lang nachher wohnte in dem Dorfe Skjelskör eine Frau, von welcher Manche glaubten, ſie müſſe weit her gekommen ſein, aus der Fremde, denn noch nie hatte man unter dem leichtherzigen

Völkchen von Seeland Jemanden gekannt, der so ernſt und doch auch gleichzeitig ſo gut geweſen wäre.

Andere ſagten, wenn Jemand lebendig aus dem Feenlande zurückkehren könne, ſo müſſe dieſe Frau Hyldreda Kalm ſein.

Als aber ſpätere Generationen folgten, ſpotteten ſie über die Geſchichte von Kong Tolv und dem Palaſte unter dem Berge, und meinten, die ganze Geſchichte ſei weiter Nichts als eine Allegorie, deren Moral ſie auch nicht verfehlten, fortwährend ihren ſchönen jungen Töchtern zu predigen.

Nichtsdeſtoweniger hatte dieſe Perſon ſicherlich einmal gelebt, denn ihr von ihren eigenen Tugenden bewahrtes Gedächtniß weilte noch lange an dem Orte, wo ſie gewohnt.

Sie mußte auch hier geſtorben ſein, denn man zeigte ihr Grab, und ein kleineres daneben, obſchon Niemand wußte, wer darin lag.

Es ging die Sage, daß, als ſie ſtarb — es war in einer Winternacht und die Uhr ſchlug eben Zwölf — ſich ein Sturmwind erhob, der durch den benachbarten Eichenwald brauſ'te und ſämmtliche Bäume deſſelben umriß.

Und von dieſer Stunde an hörte man nicht, daß die Elfen oder der mächtige Kong Tolv jemals wieder auf Seeland geſehen worden ſeien.

VI.

Erotion.

Eine Erzählung aus dem alten Griechenland.

Erſtes Kapitel.

In den frühen Tagen Griechenlands, als die Götter noch mit Menſchen ſprachen, ehe noch die Orakel in den Hainen von Dodona verſtummt waren und während die Nymphen und Dryaden noch im Walde und an der Quelle weilten, gab es in Taurien einen der Diana geweiheten Tempel.

Tag und Nacht hielten in dem Heiligthume die jungfräulichen Prieſterinnen der Göttin fromme Wacht um ihre Bildſäule herum.

Die Menſchen ſagten, dieſer Schatz ſei nicht das Werk von Menſchenhänden, ſondern vom Himmel gefallen.

Die ältern Leute dieſer Generation erinnerten ſich recht wohl, daß, als der Tempel fertig war, die Prieſter, welche über dem noch leeren Altar der Göttin

trauerten, eines Nachts denſelben in mondheller Einſamkeit verlaſſen hatten, und ſiehe da! am frühen Morgen ſtand eine ſchöne Bildſäule der Göttin auf ihrem Platze.

Wie ein ſo liebliches Bild durch andere als durch göttliche Berührung dem kalten Marmor entlockt worden ſein könne, konnte ſich Niemand denken, und Alle verehrten die Geſtalt als ein unmittelbar vom Himmel gegebenes Zeichen, daß ihr frommes Gebet Erhörung gefunden habe.

Nicht viele Tage darauf ſtarb, unmittelbar am Fuße der Bildſäule, ein bleicher Jüngling, von welchem Niemand etwas Weiteres wußte, als daß er ſeit mehrern Monaten ſehr oft in dem Tempel geſehen worden. Eine freundliche Hand bereitete ihm ein Grab und ſein Name ward niemals genannt; die Andächtigen beteten und Niemand ahnte, daß das Idol blos inſofern göttlich war als es aus der Hand eines unbekannten, aber vom Himmel geborenen und unſterblichen Genius kam.

Dieſe alte Geſchichte war jetzt vergeſſen, aber nah und fern verbreitete ſich der Ruf und Ruhm dieſes Tempels.

Aus allen Ländern kamen Pilger, um vor dem Bilde niederzuknieen, von welchem man glaubte, es ſei vom Himmel gefallen, und brachten wunderbare

Geſchichten von ſeiner göttlichen Schönheit und Anmuth in ihre ferne Heimath zurück.

Man ſprach mit Ehrerbietung von dem Orakel der tauriſchen Diana, und die weißen Zinnen des Tempels wurden ſchon von fern mit enthuſiaſtiſcher Anbetung betrachtet.

Nach einiger Zeit aber kamen dieſe Andächtigen aus fernen Ländern nicht mehr. Man flüſterte, einer der vorgeblichen Anbetenden habe an der Göttin eine Entweihung begangen und Diana dafür eine furchtbare Sühne verlangt. Das eigentliche Geheimniß ward niemals bekannt, aber noch Jahre nachher wurden viele Fremde, welche den Tempel betraten, auf Erden nie wieder geſehen.

Immer noch aber umkreiſ'ten die weißgekleideten Prieſterinnen den mit Blumen gekrönten Altar, und die Bildſäule der Göttin ſtrahlte in unvergänglicher Schönheit.

Es war das jährliche Feſt der tauriſchen Diana, und der Tempel erdröhnte von den feierlichen Geſängen und war erfüllt von dem Dufte der mit Weihrauch beladenen Opfer.

Während des ganzen langen Sommertags ward die Göttin in ihrer Eigenſchaft als Jägerin verehrt. Nicht mehr ſchweigend in dem düſtern Lichte des Tempels umherwandelnd, vertauſchten die jungfräu-

lichen Priesterinnen ihre weißen Gewänder mit grünen und eilten in die offenen Wälder, wo der Tag in wilder Freude und mit Spielen vertrieben ward, so wie sie den Nymphen der Diana geziemten.

Diese Gelage durfte kein uneingeweihetes Auge schauen und jeder unbefugte Eindringling ward sofort mit dem Tode bestraft.

Als aber die Abenddämmerung hereinbrach, begann die Anbetung Cynthia's, der Göttin der Nacht. Als der Vollmond aufging, hörte man aus dem Tempel einen sanften, aber klagenden, feierlichen Gesang. Durch die öden Straßen bewegte sich der Zug der Jungfrauen, angeführt von der Oberpriesterin. Dann kamen die Eingeweiheten, welche sich schon lange dem Dienste des Tempels gewidmet, und darauf die jungen Novizen, mit Mohnguirlanden bekränzt und in dem stillen, feierlichen Mondschein Hymnen singend.

Zuletzt von Allen kamen die Mädchen der Stadt, welchen allein gestattet war, Augenzeuginnen der Feierlichkeiten zu sein und daran theilzunehmen.

Diese Ceremonieen endeten mit dem Zwielichte. Wenn die Nacht kam, wurden die geheimnißvollen Ceremonieen der Diana triformis gefeiert. Hier in ihrem Charakter als Königin des Landes des Schweigens und des Todes ward Hekate verehrt.

Aber wie und durch welche unheimliche Ceremonieen, war nur den höhern Graden der Prieſterſchaft bekannt. Die goldenen Vorhänge des innern Heiligthums wurden zugezogen und Nichts ward von Denen gehört oder geſehen, welche draußen warteten, mit verſchleierten Geſichtern knieend oder ausgeſtreckt auf dem Marmorboden liegend.

Dieſe auserwählten Anbetenden waren ſämmtlich junge Mädchen, einige kaum der Kindheit entwachſen, und hatten ſich dem Dienſte der Diana entweder ſelbſt geweiht oder waren von ihren Eltern dazu beſtimmt worden. Viele von ihnen waren ſchön, — einige mit den reinen, bleichen, ſtatuenartigen Zügen ihres Landes, andere mit blendenden goldenen Locken und Wangen wie Roſenblätter.

Eine davon — die ſchönſte von Allen — kniete regungslos mit in ekſtatiſcher Begeiſterung, die ihr kindliches Geſicht verklärte, ſo daß es einen beinahe göttlichen Anblick darbot, emporgerichtetem Haupte.

Eine der älteren Novizen näherte ſich, ſah ſie an und ſagte flüſternd, als ob ſie vor dem Klange ihrer eigenen Stimme erzitterte:

„Erotion, wie iſt es mit Dir?“

Erotion bewegte ſich nicht und antwortete nicht.

„Still, Phrene; rede ſie nicht an,“ ſagte eine

andere Jungfrau furchtſam. „Siehſt Du nicht, daß die Macht der Göttin auf ihr ruht?“

Und die jungen Mädchen ſtahlen ſich hinweg von ihrer Genoſſin, deren ſtiere Augen auf den leeren Raum geheftet waren, als ob ſie Etwas ſähen, was allen Uebrigen unſichtbar war.

„Diana die Mächtige hat ſie gerufen,“ flüſterte Phrene; „ſie war niemals wie eine von uns.“

„Und Niemand weiß, woher ſie gekommen iſt, denn ſie iſt von Kindheit auf als heimathloſe Waiſe im Tempel erzogen worden,“ ſagte die blauäugige Cydipre.

„Ohne Zweifel iſt es Wille der Göttin, daß das Loos in dieſer Nacht auf ſie falle,“ murmelte Leukonoe, und dann beobachteten ſämmtliche Jungfrauen ein unverbrüchliches Schweigen, denn ſie zitterten vor der furchtbaren Prüfung, welche eine von ihnen — ſie wußten nicht welche — in dieſer langen einſamen Nachtwache vor der Bildſäule der Diana triformis durchmachen mußte.

Endlich erhob ſich aus der Todtenſtille, welche das Heiligthum erfüllte, eine ſchwache Melodie gleich dem Winde, der über die Saiten einer Harfe fährt. Weihrauchwolken kräuſelten ſich duftend über dem goldenen Altar und erfüllten den Tempel mit Wohlgeruch, welcher jeden Sinn berauſchte und betäubte.

Dann hoben ſich die Vorhänge und in ihren langen, ſchwarzen, den Boden fegenden Gewändern trat heraus die Oberprieſterin, die Erwählte Diana's — Iphigenia, die Tochter Agamemnon's.

Schön war ſie, ſo wie an dem Tage, wo ſie in Aulis zum Opfer geführt ward — aber es war die Schönheit eines Marmorbildes. Keine Spur von Leben war in ihrem Geſichte, ausgenommen in den dunkeln, unergründlichen Augen, die tiefer waren als Schlaf oder Tod.

Ihre ſchwarzen Gewänder bewegten ſich ohne Geräuſch, und ihr aufgelöſ'tes Haar wand ſich wie eine goldene Schlange um ihre nackten weißen Arme, welche über ihrer Bruſt gekreuzt waren.

So wie ſie näher kam, traten die jungen Novizen auf die Seite — Alle, bis auf die immer noch knieende Erotion, welche unbeweglich blieb

Die Oberprieſterin betrachtete ſie und berührte ſie mit leichtem Finger. Ein Schauer überrieſelte ſie, ſie hob die Augen auf und blickte ſich wild um, wie Jemand, der aus einer Erſtarrung erwacht.

„Steh' auf, meine Tochter!" ſagte Iphigenia in einem Tone, der ſanft und doch feierlich klang, und die Jungfrau erhob ſich und ſchlich ſchweigend zu ihren Genoſſinnen.

Und nun ward die goldene Urne gebracht,

damit das verhängnißvolle Loos gezogen werde, welches eine der jungen Novizen zu der schauerlichen Nachtwache bestimmte.

Jedes Jahr ward eine aus der Schaar auf diese Weise gewählt und sodann entweder in den Orden der Priesterinnen aufgenommen, oder aus dem Tempel verbannt und nie wieder von einem menschlichen Auge gesehen. Daß die Probe eine furchtbare war, das wußten Alle, denn manches schwache Geschöpf war in dem grauen Schimmer des Morgens todt auf dem Marmorboden gefunden worden, während die, welche jene furchtbare Nacht durchlebt, das süße, lächelnde Antlitz der Jugend niemals wiedergewannen. Worin aber die Prüfung bestand, das wußte keine zu sagen, denn jede Novize that einen feierlichen Schwur, es niemals zu offenbaren. Kein Wunder, daß manche schöne Wange erbleichte und manche Lippe vor Furcht zitterte, als die Jungfrauen eine nach der andern der Urne sich näherten.

Das Loos traf Erotion. Sofort ertönte der wilde Chor der Priesterinnen, während sie sich um die Auserwählte Diana's sammelten, die bleiche, schweigende Jungfrau, die ohne ein Wort zu sagen und ohne Bewegung dastand, während man ihr die Tunica der Novize abnahm und sie mit einem langen weißwollenen Gewande bekleidete, indem man ihr

zugleich den der Göttin geweihten Kranz von Mohnblumen auf's Haupt ſetzte.

„Fürchteſt Du?“ ſagte die Oberprieſterin, als Erotion ſich tief vor ihr verneigte, ehe ſie das Heiligthum betrat. „Fürchteſt Du, meine Tochter?“

„Nein, ich habe keine Furcht,“ murmelte Erotion, und es war in der That keine Furcht auf dieſem ſchönen jungen Geſichte zu leſen, ſondern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Entzücken.

Iphigenia legte ihre Hände auf das Haupt des Kindes:

„Die Göttin ruft und ihrem Rufe muß gehorcht werden; geh' und ſei glücklich, denn die Macht Derjenigen, deren Name unausſprechlich iſt, ruht auf Dir.“

Erotion erhob ſich — die goldenen Vorhänge wurden emporgehoben — ſie ſchloſſen ſich wieder hinter ihr und die unheimliche Nachtwache begann.

Zweites Kapitel.

Todtenstille herrschte im Tempel; die Lampen brannten düster auf dem Altar und warfen lange Schatten an die Wand. Ueberall anderwärts war die Finsterniß wie eine sichtbare Gegenwart — ein Dunkel, welches man fühlen konnte und welches wilde, entsetzliche Gestalten annahm, die eben um ihrer Undeutlichkeit willen um so gespenstischer waren.

Unter der verschleierten Bildsäule der Göttin knieete Erotion. Ihre großen dunkeln Augen waren nicht auf den Boden geheftet, sondern unverwandt auf das Bild — ihr Haupt war nicht in ihr Gewand vergraben, sondern furchtlos emporgerichtet.

Dennoch aber war kein Ton zu hören, keine Bewegung zu sehen — die Statue rührte sich nicht unter ihrer Draperie.

Es war Niemand im Tempel als Nacht und Finſterniß, und dieſe hatte für das Herz des einſamen Kindes nichts Furchtbares.

Nach und nach ſchien es, als ob die Mohnblumen, welche ihr Haar umkränzten, ihren träumeriſchen Einfluß auf ihr Gehirn äußerten.

Ihre Augenlider ſchloſſen ſich, ihre Wange ſank auf ihre Hand, und eine wonnige Erſtarrung, die kaum Schlaf genannt werden konnte, nahm Erotion's Sinne gefangen.

Allmählig ſchien das verſchleierte Bild, auf welches ſie ſchauete, ſich unter ſeiner Draperie zu bewegen. Der Marmor löſ'te ſich in Falten auf, welche den Anſchein von Nebel gewannen, und zwei ſeltſam ſchöne Augen ſchimmerten aus dieſer dunſtigen Hülle hervor.

Erotion fühlte, daß dieſelben auf ihr hafteten, bis in ihre innerſte Seele hineinſchaueten und ſie durch einen Zauber feſſelten, ſo daß ſie ſich nicht von dieſem geheimnißvollen Blicke abwenden konnte.

Endlich fanden ihre zitternden Lippen Worte und ſie ſagte:

„Was willſt Du, o Göttin? Siehe, ich bin hier. Biſt Du die, deren Namen ich nicht nennen darf?“

Es erfolgte eine Antwort — nicht von der beſeelten Bildſäule, ſondern es war eine Stimme gleich der, welche Dichter in dem Winde, in dem Raſcheln der Bäume, in dem Rauſchen des Graſes hören. Sie war ſo ſchwach, daß Erotion nicht wußte, woher ſie kam, obſchon ſie für ihr begeiſtertes Ohr deutlich und verſtändlich war.

„Ich bin der Geiſt, den die Menſchen unter dem Namen Diana verehren, der Geiſt der Reinheit, im Himmel, auf Erden und im Lande der Todten lebend. Ich habe keine Geſtalt, ſondern nur die Menſchen geben mir eine ſolche und legen mir Symbole bei, wie ſie für den menſchlichen Geiſt am leichteſten zu begreifen ſind. Was iſt reiner als der Mond am Himmel, oder das Leben einer Waldjungfrau auf Erden? Doch dies ſind nur Verkörperungen meines Weſens. Die Menſchheit bekleidet mich mit einer halb menſchlichen, halb göttlichen Natur; ſie bauet mir Tempel und Altäre, aber dennoch bin ich überall — ein geiſtiges Weſen, welches weder Gebete noch Opfer bedarf.“

So wie die Stimme ſprach, kehrten Muth und Klarheit wieder in die Seele der Jungfrau zurück. Jede Wolke von Furcht und ſterblicher Schwäche entſchwand.

Ihr Begriffsvermögen erweiterte ſich und das

vierzehnjährige Kind fühlte wie ein Weib, ja wie ein Engel.

„Und dennoch, o Geist," sagte Erotion, „duldest Du, daß wir Dich anbeten als eine Göttin?"

„Weil die Frömmigkeit des Menschen sich so fest an äußere Formen klammert. Die aber, welche ich auserwähle, kennen mich, wie ich bin, und deßhalb habe ich Dich gewählt, Erotion."

„Kann das Göttliche auf diese Weise das Menschliche betrachten?" fragte das Kind.

„Schau' neben Dich und Du wirst es wissen."

Erotion drehete sich herum, und siehe, zu beiden Seiten von ihr standen zwei Gestalten von weit über menschlicher Höhe. Die eine schien ein Lichtgeist zu sein, mit wallenden Gewändern, gleichsam aus Sonnenstrahlen gewoben; die andere dunkel, düster und halb von einem rabenschwarzen Mantel verborgen, welcher Gesicht und Form verschleierte. Erotion schauete verwundert hin, aber während sie noch schauete, zerrannen die Phantome in Luft.

„Diese sind Dein guter und Dein böser Genius," sagte die unsichtbare Stimme. „Sie waren bei Dir bei Deiner Geburt und werden Dich begleiten bis zum Tode. Sie sind es, welche Dir heilige oder sündige, süße oder bittere Gedanken einflößen, welche

alle jene seltsamen und widerstreitenden Triebe erzeugen, die Dein Leben beherrschen. Sie haben Macht über Dich, aber nicht über Dein Schicksal, ausgenommen in so weit als es in Deiner eigenen Gewalt steht, je nachdem Du dem einen oder dem andern dieser Schutzgeister Gehör schenkst."

„Ich sehe es, ich fühle es!" rief das Kind. „Ich träumte schon früher davon — nun weiß ich es. Das Leben ist in der That ein Geheimniß!" und Erotion's Stimme begann zu zittern. „Sage mir, was ist der Tod?"

Es erfolgte keine Antwort, aber eine Berührung, leicht wie die der Sommerluft, drückte Erotion's Lippen und Augen. Sofort schlossen sich die Augenlider, sie sah weder das Heiligthum, noch das Bild, sondern einen dünnen Nebel, durch welchen hindurch Myriaden von Gestalten, einige entsetzlich, andere lieblich, sichtbar waren wie die schwebenden Gespenster, welche vor den Augen herumflattern, ehe der Schlaf sich einstellt. Schwach an das Ohr des Kindes schlug luftige Musik, süßer als sie jemals zuvor gehört, selbst in Träumen; ihr Athmen hörte auf und doch war es kein Schmerz.

Ihre Glieder erschlafften und die Ruhe der Erstarrung bemächtigte sich ihrer. Eine Stimme,

von welcher ſie wußte, daß es die des Geiſtes war, flüſterte:

„Erotion, dies iſt der Tod!“

Dann fühlte ſie Nichts weiter.

Die Jungfrau erwachte wie aus einem langen Schlafe, und ſah ſich an einer, wie es ſchien, öden Küſte wandern. Vor ihr in der Ferne lag das düſtere Meer. Hinter ihr ſchloſſen Wolken die Ausſicht ab. Wer dieſe Küſte erreicht hatte, durfte nicht mehr hinter ſich blicken.

Erotion ſah ſich furchtſam um, konnte aber Nichts ſehen als die einſame Küſte und das furchtbare wellenloſe Meer, welches ausſah, als ob kein lebendes Geſchöpf ſich jemals auf oder unter ſeinen Fluthen geregt.

Erotion rang die Hände, aber ſiehe, eine Handfläche begegnete der andern wie die Luft der Luft begegnet — ſie waren Nichts als ein äußerer Schein.

Sie erhob ihre Stimme, um laut zu rufen, aber kein Ton hallte durch die Stille dieſes furchtbaren Ortes.

Sie bewegte ſich auf der Küſte weiter, aber ihre Füße fühlten nicht den Sand, über welchen ſie gingen, und ließen keine Spuren zurück.

Wieder bemüheten ſich Erotion's Lippen, einen Ton hören zu laſſen, Alles war ſtill — aber dennoch

erfolgte eine Antwort, und eine Stimme, welche das Kind wohl kannte, murmelte:

„Fürchte Dich nicht, Erotion; ich bin da. Ich herrſche in dem Lande des Schweigens wie auf Erden. Komm' mit mir und Du ſollſt den Ocean überſchreiten, welcher das Leben von der Ewigkeit trennt."

Von einer unſichtbaren Macht getrieben, erreichte Erotion den Rand des dunkeln Meeres. Es hatte weder Ebbe noch Fluth; keine leichten Wellen tanzten auf ſeiner Fläche, die von ununterbrochener dunkler Farbe war, als ob eine ewige Donnerwolke darüber hinge und ſich in dieſen geheimnißvollen Tiefen ſpiegelte. Nur ein einziger ſchmaler, heller Faden, der Milchſtraße am nächtlichen Himmel entſprechend, zeichnete einen Pfad darüber.

Erotion ſtand zitternd am Rande.

„Erotion, ſetze Deinen Fuß ohne Furcht auf den Ocean," ſagte die Stimme an ihrer Seite.

Erotion that es und ſank nicht ein. Schnell ſchwebte ſie nun die ſilberne Linie entlang, mit einer Bewegung gleich der, welche man in Träumen fühlt, wenn man unſichtbar durch die Luft getragen zu werden ſcheint.

Die öde Küſte ward undeutlich, ſo wie die Jungfrau ſich immer weiter von ihr entfernte; die

Wolken verzogen ſich vom Himmel; das Meer unter ihren Füßen ward durchſichtig und blau, und melodiſch begannen leichte Wellen zu tanzen und zu rieſeln.

Immer weiter, immer weiter, bis am düſtern Horizonte eine goldene Wolke aufſtieg, die ſich allmählig zu einem Lande formte, ſchön wie das Paradies.

Erotion ſah Thäler und purpurne Hügel, Bäume, Quellen und Flüſſe, unter welchen gleich Feuerfliegen in orientaliſchen Nächten helle und liebliche Geſtalten hin und her ſchwebten, die durchſichtig waren wie Dünſte, und doch ein menſchliches Anſehen hatten.

So wie ihre Füße den goldenen Strand berührten, hörte ſie herrliche Muſik. Sie bemühete ſich, in die himmliſche Melodie einzuſtimmen, und Töne ſtiegen auf von ihren Lippen, ſo ſüß, ſo göttlich, daß ihre Seele entzückt ward von der engelgleichen Harmonie.

„Du haſt den Ocean des Todes hinter Dir,“ ſagte die Stimme, welche ſie noch begleitete; „Du biſt nun im Lande der Unſterblichkeit.“

Und niemals, ausgenommen in Träumen, ſah ein Sterblicher ein ſo herrliches Land. Es ließ ſich am beſten mit den Landſchaften vergleichen, die wir

zuweilen am Himmel ſehen, wo Schneehügel, purpurne Thäler und ſilberne Ströme ſich in den Wolken des Sonnenunterganges zu bilden ſcheinen, aber eben ſo ſchnell, als ſie ſich gebildet, wieder verſchwinden. Hier aber gab es keine Nacht, welche das nie erbleichende Schauſpiel verdüſtert hätte, denn, obſchon der Erde gleich, wie es in ſeiner ſtrahlenden Schönheit aus der Hand des Schöpfers hervorging, gehörte es dennoch nicht der Erde an.

Der Geiſt der Jungfrau hob entzückt ſeine luftigen Hände empor und ſchwebte dann nach der grünen Ebene, welche ſich nach dem Meere hinabzog, während die ungeſehene Stimme voranſchwebte.

So ging ſie weiter, bis ſie jenen ſchönen Schatten, die überall umherſchwebten, näher kam. Menſchlich ſchienen ſie zu ſein, aber es war die Menſchennatur zu vollkommener Schönheit erhöht.

„Was ſind das für Geſtalten, die ich hier ſehe?“ fragte das Kind.

„Es ſind die Geiſter der Todten,“ antwortete die führende Stimme. „Du ſiehſt, daß Jeder das Antlitz und die Form trägt, die er auf Erden trug, dennoch aber ſind es blos Schatten, denn die Seele iſt an und für ſich ungreifbar. Sie genießen vollkommene Glückſeligkeit, und jene Freuden, welche der Geiſt fühlte, während er noch in ſeiner Erdhülle

lebte, gehören ihnen jetzt ungetrübt — Liebe in ihrem reinsten Wesen, Kenntniß, Weisheit, Genius — jedes Gefühl, an welchem der Körper keinen Theil hatte — und diejenigen, welche auf Erden an diesen geistigen Freuden den höchsten Genuß fanden, finden ihn hier in noch höherem Grade."

„Und o," sagte Erotion, „wenn dies die Seelen der weisen und frommen Todten sind, wo sind dann die der ungerechten?"

Ein weicher Seufzer, gleich dem Schließen einer Blume bei Sonnenuntergang, ließ neben dem Kinde sich hören, und die Stimme antwortete traurig:

„Von diesen wollen wir nicht sprechen — sie sind nicht hier — sie schlafen."

Ohne weiter ein Wort zu sagen, schwebte Erotion weiter, bis sie an eine grüne Vertiefung kam, durchwoben mit Sonnenstrahlenfäden, welche ein feeenhaftes Netzwerk in den Bäumen bildeten.

Hier lehnte, himmlische Gesänge dichtend, so wie nie ein irdischer Barde sie gedacht, ein Schatten, welcher ein Jüngling zu sein schien.

Sein Gesicht — und es war dasselbe, welches im Leben bleich und eingesunken gewesen — erglänzte jetzt von göttlicher Schönheit. Das goldene Haar wallte und die sanften Augen blickten, wie sie auf Erden gethan.

„Ich lebte — ich liebte — ich ſtarb," rief der Dichter in ſeinem Geſange. „Und dennoch kannten die Menſchen mich nicht. Ich brachte mit mir Feuer vom Himmel und es ward nicht geſehen; dennoch pflegte ich es in meiner Bruſt; es wärmte und erheiterte mich und ich war glücklich."

Die Jungfrau näherte ſich, und ihr Geiſt ſtand Antlitz gegen Antlitz mit der Seele des Dichters.

Erotion ſprach, denn ſie fühlte keine Furcht:

„Und dennoch ſtarbſt Du unbekannt und haſt keinen unſterblichen Namen hinterlaſſen?"

„Nicht ſo," ſagte der Schatten, „denn die Menſchen ſingen meine Lieder. Ich lebe wieder in ihren Herzen, obſchon ſie niemals meinen Namen gehört. Jahrhundert nach Jahrhundert werden ſie meine Gedanken denken, meine Worte wiederholen, mich als einen theuern Freund betrachten und als einen großen Lehrer ehren. Dies iſt die einzige Unſterblichkeit auf Erden."

Und als die Jungfrau ſich abwendete, hörte ſie aus einer andern himmliſchen Laube die Wiederholung deſſelben Geſanges. Hier ſtand eine andere Seele, gleich der des Poeten an Strahlenglanz, und ſiehe, wohin auch immer der Schatten ſeine Augen wendete, erſchienen liebliche Gebilde in der Luft.

Der Künſtler bedurfte jetzt nicht mehr der

ſchwachen Hand, die ſich mit dem Staube der Erde gemiſcht, um ſeine göttlichen Gedanken zu verkörpern.

„Genius iſt die einzige Unſterblichkeit,“ wiederholte der Schatten. „Ich arbeitete, ich ging unter und Niemand achtete darauf; doch gilt mir dies jetzt gleich; ich bin ſelig. Kein befreundeter Fuß kommt je in die Nähe meines Grabes, aber ich bin ſelbſt auf Erden nicht vergeſſen. Beugen ſich die Menſchen nicht vor meinem Werke? — nennen ſie es nicht göttlich? — mein herrliches Ideal! — beten ſie es nicht an und glauben ſie nicht, es rühre von dem Finger eines Gottes her? — Und dennoch iſt die Hand, die es ſchuf, jetzt ein Häuflein Staub. Das Werk aber bleibt und ich lebe noch in der Schöpfung meines Genius.“

Erotion kannte nicht die Form des Geiſtes, der auf dieſe Weiſe ſprach, ihre erwachte Seele aber ſagte ihr, daß ſie den Jüngling geſehen, welcher dem Tempel der tauriſchen Diana ſeine Göttin gegeben und dann geſtorben war.

Weiter ging der Geiſt der Jungfrau, durch Wieſen und Thäler voll von unvergänglichen Blumen — über Flüſſe, die fortwährend ihre ſüßen Melodieen ſangen — durch Wälder, deren Laub kein

Verwelken kannte — und immer noch folgte ihr die unsichtbare Stimme.

Endlich kam Erotion an einen Ort, wo der Sonnenschein weniger hell war und die Blumen weniger schön, während ein dünner silberner Nebel gleich Zwielichtdünsten die Aussicht verdunkelte.

Durch dieselbe hindurch schwebten Schatten wie die übrigen, aber weniger glänzend, während auf jedem Antlitze ein gedankenvoller sanfter Ausdruck ruhete, der beinahe wehmüthig zu nennen war.

Wieder stieg eine Frage auf die Lippen des Kindes, aber ehe sie noch ausgesprochen war, antwortete die Stimme:

„Dies sind die, welche auf Erden geirrt, gelitten und bereuet haben. Sie sind glücklich, aber dennoch bleibt ein schwacher Schatten von Trauer zurück — das Andenken an die Vergangenheit — bis jeder Kummer, den ihre Verirrungen Andern auf Erden bereitet, entschwunden sein wird."

Als die Stimme schwieg, kam einer der Geister auf die Jungfrau zugeschwebt. Er hatte die Gestalt eines schönen Weibes, das Gesicht war bleich, aber o, wie himmlisch anmuthig!

Erotion hatte es in ihren Träumen gesehen; während ihrer Nachtwachen hatte es unter den Sternen hervor auf sie herabgeschau't.

Damals hatte ſie es blos als ein reizendes Phantaſiegebild betrachtet, jetzt aber waren ihre Sinne vollkommen unumwölkt und ſie fühlte, daß ſie dem Geiſte ihrer Mutter nahe war, welche ſie auf Erden niemals geſehen.

Der Schatten näherte ſich, weiche Arme umſchlangen Erotion, ſüße Küſſe berührten ihre Augenlider, denn die Liebe kann der Tod nicht ändern, am wenigſten von allen die Liebe einer Mutter.

„Hat der Tod auch Dich freigemacht, o meine Tochter!“ flüſterte der Geiſt, und helle Perlen — es waren jetzt keine Thränen — glänzten in den himmliſchen Augen. „Dann wird bald jede Spur von Leiden, die ich verurſacht, von der Erde hinweggenommen und ich werde ganz ſelig ſein.“

„Biſt Du es nicht ſchon jetzt?“ fragte das Kind.

Wieder ruhete jener wehmüthige Blick auf dem Antlitze des Geiſtes.

„Ich ſündigte — um irdiſcher Liebe willen brach ich das feierliche Gelübde einer Prieſterin; ich brachte ein falſches Herz zu dem heiligen Altar. Durch meinen Tod bezahlte ich eine furchtbare Buße — noch furchtbarer aber war der Gedanke an Dich. Grauſam war die Gnade, welche die Strafe aufſchob bis zu Deiner Geburt, um ſie nur deſto bitterer

zu machen. Ehe aber noch der Tod kam, ging ich ihm mit ruhigem, bußfertigem Herzen entgegen und er trug mich zur Ruhe und zum Frieden. Hier erwarte ich Dich und noch Jemanden. Der Tag iſt nun gekommen."

„Noch nicht! noch nicht!" murmelte die geheimnißvolle Stimme, und Erotion fühlte ſich auf den Flügeln eines Sommerhauchs hinweggetragen in eine liebliche Waldwieſe.

Hier ſchwebten Geiſter, göttlicher und ſchöner von Geſtalt als irgend welche, die ſie bis jetzt geſehen, über das Gras oder lauſchten der ätheriſchen Muſik.

Sie waren mit Sternen gekrönt und trugen goldene Palmzweige, und ihr Glanz war ſo, daß Erotion ſich die Augen verhüllen mußte. Aber ſie kamen näher und hoben ſie empor in ihren blendenden Armen, während ihr Geſang laut und triumphirend emporſtieg:

„Wir ſind ſelig, wir ſind ſelig! Wir ſtarben freudig für das, was uns auf Erden das Theuerſte war; wir fürchteten nicht den einſamen Strand oder das dunkle Meer, und wir genießen wonnige Unſterblichkeit. O Geiſt, der Du auf einige Zeit der irdiſchen Feſſeln ledig biſt, ſiehe Dein Schickſal — Du wirſt einer von uns werden — freue Dich! freue Dich

Ein ſolcher Tod iſt ſüß — ſüß wie der Schlummer eines Kindes — eine ſolche Unſterblichkeit iſt unausſprechlich glorreich. Erotion, erfülle Dein Schickſal und komm' zu uns."

Die Jungfrau ſchien aus der göttlichen Umarmung herabzuſinken — herab, hinunter, durch Nebel und bodenloſe Nacht — Zeit und Raum, Myriaden von Jahrhunderten und Millionen von Meilen ſchienen ſich hinter ihr zu ſammeln, bis ſie ihre Augen und Lippen ſanft berühren fühlte, und dann erwachte ſie aus ihrer Verzückung.

Sie lag auf dem Fußboden des Heiligthums, die heilige Lampe war dem Verlöſchen nahe und das graue Morgenzwielicht ruhete auf der verſchleierten Bildſäule der tauriſchen Diana, die unbeweglich daſtand in ihrer weißen Hülle.

Drittes Kapitel.

Niemals wieder nach dieſer Nacht ſprach oder ſah die der Diana Geweihete wie ein Kind. Erotion war nicht traurig, aber Niemand hörte wieder von ihren Lippen das leichtherzige Gelächter des Mädchenalters. Ihre Augen waren von träumeriſcher Tiefe und hatten einen ſeltſamen, geheimnißvollen Blick, als ob ihre Seele ohne die Hülfe blos körperlicher Organe ſähe.

Sie wandelte durch die Welt, als ob ſie dieſelbe nicht gewahrte; in ſich ſelbſt eingeſchloſſen ſchien ihr Aeußeres, während ihr inneres Gemüth fortwährend über Dingen brütete, die nicht der Erde angehörten.

Die Menſchen betrachteten ſie als eine Perſon, auf welcher der Geiſt der Gottheit ruhete. Die wenigen Worte, welche ihren Lippen entfielen, wurden

als Orakel betrachtet; kein Auge folgte ihr, keine Macht zügelte sie.

In ihren Priesterschleier gehüllt, ging sie aus dem Tempel in die Stadt, aus der Stadt in den geheiligten Wald, oder an den einsamen Meeresstrand, und Niemand wehrte es ihr.

Sie ging vorüber wie ein Geist der Reinheit und Schönheit, während Ungebildete ehrerbietig auf die Seite traten, als ob Diana selbst unter ihnen wäre. Kinder betrachteten mit Verwunderung ein Wesen, welches war wie sie und ihnen doch so unähnlich. Alle aber hielten Erotion für die Auserwählte der Göttin.

So wie Monate und Jahre über dem Haupte der Jungfrau hingingen, schien der seltsame Zauber, der ihre Kindheit überschattet, stärker zu werden. Selbst die Novizen, die schon ein Gelübde abgelegt, dachten mit mädchenhafter Eitelkeit an ihre Schönheit und sprachen von der Welt außerhalb des Tempels; aber kein solches Gefühl störte jemals Erotion's über die Welt erhabenes Gemüth. Schön war sie, aber es war die Schönheit eines Engels, nicht eines Weibes. Kein Auge konnte sie betrachten und den Gedanken an sie mit dem an irdische Liebe vermischen.

In den langen Sommertagen ging Erotion

hinaus in den Wald. Hier wandelte sie allein an den tiefsten und dunkelsten Stellen. Zuweilen kamen Kinder, welche man ohne Aufsicht in den Wald hatte gehen lassen, nach Hause und erzählten von einem seltsamen und lieblichen Gesichte, welches sie durch die Bäume hatten schimmern sehen, und die Mütter erinnerten sich, daß es ein von Dryaden und Oreaden bevölkerter Ort war, und hielten es für kein Wunder, daß solche es liebten, kindliche Schönheit zu schauen.

Oft hörte auch der wandernde Landmann über die Melodie verborgener Fluthen hindurch eine süße geheimnißvolle Stimme und sagte, es sei die Najade, die an ihrer Quelle sänge.

Mehr aber als die grünen Ebenen und die Waldeinsamkeit liebte die junge Priesterin den Meeresstrand. Ein Zauber, den sie sich nicht erklären konnte, lockte sie fortwährend an den Rand jenes dunkeln Meeres, jetzt der Euxinus genannt, an dessen Ufer die Stadt stand.

Seine düstern Wogen, die rauhe Küste, die dräuenden Felsen hatten für sie einen unaussprechlichen Reiz. Vielleicht lag der Grund darin, daß sie dadurch an ihren wunderbaren Traum im Tempel erinnert ward, wenn nämlich Etwas, was so wirklich zu sein geschienen, ein Traum gewesen war.

Im Glanze des Mittags, am dämmerigen

Abende, in Sturm und bei Windſtille, beſuchte Erotion den Strand und beobachtete das Meer.

Seeleute ſahen von fern ihre weißen Gewänder auf hohen Klippen und an von Sandbänken umgebenen Grotten flattern, welche bis jetzt blos der Seevogel beſucht, und erzählten ſeltſame Geſchichten von Meernymphen und mit Korallen gekrönten Nereiden.

In dieſer Einſamkeit dachte Erotion über ihr Schickſal nach. Die Winde und ununterbrochen murmelnden Wogen waren ihre Lehrer und Begleiter. Sie ſchienen zu ihr zu ſprechen, wie die unſichtbare Stimme im Traume gethan, von Dingen groß und wunderbar — von den Wundern der Natur — von dem Leben der Seele — von Poeſie, Genius und Alles durchdringender Liebe.

Oft dachte ſie an ihr eigenes ſeltſames und einſames Leben — an ihre geheimnißvolle Geburt, und wieder fühlte ſie die Umarmung des Geiſtes, der ſie Tochter genannt und deſſen myſtiſche Worte ſie in der Viſion gehört.

Dann wendeten Erotion's Gedanken ſich von der dunkeln, unerklärten Vergangenheit zu der noch unbeſtimmteren und ſchattigeren Zukunft, und durch alle dieſe Betrachtungen hindurch vernahm ſie immer

und immer wieder jenen Abschiedsgesang, den sie zuletzt im Lande der Unsterblichkeit gehört:

„Erotion, Erotion, erfülle Dein Schicksal und komm'!"

Es war an einem jener Abende, wo die Pracht der untergehenden Sonne eine griechische Phantasie wirklich auf den Gedanken an Hyperion in seinem goldenen Wagen oder an Tithonus den Bräutigam, der in Thetis Wellenarme hinabsinkt, bringen konnte — als Erotion wieder einmal den Meeresstrand entlang wandelte.

Sie betrachtete die Sonne in ihrem Wolkenzelte und meinte, daß ein so prachtvoller Körper wohl würdig sei, die Wohnung eines Gottes zu sein. Sie gedachte der Legenden von den Priesterinnen, hinsichtlich des ältern Geschlechts der Götter — von Hyperion, dem Titan, dessen Thron in der Sonne war und vor dessen Riesenschönheit selbst die des jungen Apollo erblich; wie er und seine Brüder durch eine gewaltigere Macht als selbst die ihrige, gestürzt worden, und daß nun der olympische Jupiter von den Menschen angebetet ward.

Und dann gedachte die begeisterte Jungfrau wieder der Worte, welche sie von der Stimme gehört, daß selbst diese Schatten und die Götter des Olymps blos Verkörperungen der verschiedenen Naturkräfte

oder frommer Gesinnungen wären, die man auf diese Weise für das unaufgeklärte Gemüth des Menschen zu greifbaren Gegenständen der Anbetung gemacht.

In solche Gedanken versunken, sah Erotion nicht, daß schwarze Wolken sich über dem schönen Abendhimmel zusammengezogen hatten, daß die Wellen höher stiegen und der Wirbelwind sich in der Luft hören ließ. Die Seevögel kreischten und flogen nach den Spalten der Felsen, gegen welche die Wogen donnernd anschlugen.

Näher kam der Sturm, Tod und Verderben auf seinen Schwingen tragend, als ob die Mächte der Erde, des Himmels und des Meeres gegen einander kämpften und sich in tödtlicher Verwirrung mischten.

Mitten durch diesen furchtbaren Kampf hindurch schritt die Jungfrau, während ihr langes schwarzes Haar vom Winde hin und her geworfen ward, mit zerrissenen Gewändern, blutenden Füßen und die rothen Spuren derselben auf dem Sande zurücklassend, bis sie an eine kleine Grotte kam, die sie kannte.

Sie stand am Eingange derselben, und der Mondstrahl, welcher mühsam durch den Rand einer schwarzen Wolke hindurchschimmerte und ihre Gestalt beleuchtete, gab ihr das Ansehen eines an dem schwarzen Strome des Tartarus umherirrenden Geistes.

Während ſie ſo daſtand und in die dichte Finſterniß der Grotte ſchaute, erſcholl die Stimme eines Mannes, heiſer vor Furcht, von innen:

„Jole! Jole! biſt Du gekommen, mich zu beſuchen? Hat noch kein Grab Deine ſterbliche Hülle aufgenommen, daß Du hier wandern mußt als ein rächender Geiſt? Jole! Jole! Geh' und laß mich ſterben!"

Und der Ruf ward ein Kreiſchen des Entſetzens, als Erotion näher trat und ſich über den Sprechenden neigte. Es war ein grauköpfiger Mann, deſſen ausländiſche, mit Seegras bedeckte Kleider und zerſchlagene Glieder in ihm einen ſchiffbrüchigen Fremdling verriethen, den der Sturm getrieben, hier Zuflucht zu ſuchen.

„Fürchtet Euch nicht vor mir," ſagte Erotion's ſanfte Stimme, „ich bin kein Geiſt, ſondern ein Weib, eine Prieſterin des Tempels, hier in der Nähe, des Tempels der tauriſchen Diana."

Der Fremde ſtieß einen Schrei aus, ſo wie ihn nur die wildeſte Todesangſt den Lippen eines Menſchen auspreßt.

„Der tauriſchen Diana! eine Prieſterin!" kreiſchte er. „O, ihr Götter, dann bin ich alſo hier? Es iſt kein Traum, Du biſt in der That Jole. Gequälter Geiſt, verzeihe! Ich hatte keine Kenntniß von Deinem

Gelübde! Ich wußte nicht, daß es ein Verbrechen war, Dich zu lieben. Geist Jole's, verzeihe!"

Erotion ſchauderte, als ſie dieſe irren Reden hörte.

„Fremdling, mein Name iſt nicht Jole. Ich heiße Erotion, und noch nie bis jetzt haben meine Augen Dich geſchau't. Sage mir, wer Du biſt und warum Du ſo abenteuerlich ſprichſt?"

„Ich bin Tiſamenes von Creta," antwortete der Fremde in ruhigerem Tone. „Vor ſiebzehn Jahren warf der verhängnißvolle Zorn der Meeresgötter mich an dieſe Küſte. Ich ſah, gewann und freiete eine ſchöne Jungfrau, Namens Jole. Ich kannte weder ihre Geburt noch ihre ſonſtigen Verhältniſſe — ich wußte blos, daß ſie mich liebte — o, nur zu innig. Eben ſo wie Du war ſie eine Prieſterin der Diana. Ihre Strafe war der Tod. Mich verrieth ſie nicht; ich entkam. Verräther, der ich war, daß ich nicht mit Jole zu ſterben wagte! Aber ſie ward gerächt. Tag und Nacht verfolgen mich die Furien, und auch ſie, ſie ſteht da und ſieht wie Du — wie Du, mit ihren marmornen Zügen, ihrem dunkeln, wallenden Haar, ihren wehmüthigen Augen. Fort! fort! ſieh' mich nicht an mit dieſen Augen — es ſind die Augen Jole's."

So wie Erotion zuhörte, ſchien ihre Geſtalt größer zu werden und eine wilde Aufregung leuchtete

in ihrem Antlitze. Sie hob ihre Arme im Mondlichte empor, welches ſtärker und heller ward, ſo wie der Sturm ſich verzog, und rief:

„O große Diana, verzeihe! Der Wille der Götter geſchehe!“

Dann wendete ſie ſich zu dem Fremdlinge und ſagte in leiſem, zitterndem Tone:

„Ich habe niemals Vater oder Mutter geſehen. Vor ſechzehn Jahren ward ich in dem Tempel geboren. Man ſagte mir, meine Mutter ſei eine Prieſterin geweſen, welche geſündigt habe und geſtorben ſei. Aber ihren Namen erfahre ich jetzt erſt. O Fremdling! O Vater! Laß mich den Saum Deines Gewandes küſſen, denn ich bin Jole's Kind!“

Viertes Kapitel.

Die ganze mondhelle Sommernacht, welche auf den Sturm folgte, saßen der Vater und die Tochter in der Grotte beisammen. Erotion verband die zerschlagenen Glieder des Schiffbrüchigen mit ihrem Schleier; sie tauchte ihre langen Flechten in das kühle Wasser und legte sie auf seine Stirn; sie nannte ihn bei dem süßen Namen, den ihre Lippen nie zuvor ausgesprochen: „Vater! theurer Vater!“ und der Wahnsinn schwand hinweg aus der Seele des Tisamenes von Creta

Er saß, mit der Hand seiner Tochter in der seinigen, und schaute in ihr ruhiges, sanftes Antlitz, in welchem der wilde Enthusiasmus der begeisterten Priesterin dem Ausdrucke der Zärtlichkeit und menschlichen Liebe Raum gemacht hatte.

„Jetzt ſieh'ſt Du wie Jole," ſagte er, „nicht wie die furchtbare Erſcheinung, für welche ich Dich erſt fälſchlich hielt, ſondern wie Jole in den Tagen unſerer erſten Liebe. Ich wußte nicht anders als daß die Mörder das Kind mit der Mutter zugleich getödtet. Die Götter ſeien geprieſen, daß ich durch Leiden, Schiffbruch und Schmerz hindurch mein Kind gefunden — das Kind der todten Jole! Ich will hier bleiben; ich will Dich niemals verlaſſen, Erotion, da dies Dein Name iſt — aber ich kann Dich blos meine Tochter nennen, meine ſüße Tochter. Wir wollen uns nie wieder trennen."

Als der Morgen dämmerte, verſuchte Tiſamenes ſich von dem Boden der Grotte zu erheben.

„Ich bin matt, mein Kind," ſagte er mit ſchwacher Stimme, „ich bin matt vor Hunger. Nimm mich mit Dir in die Stadt, wo ich Speiſe finden kann."

Erotion wendete ſich ab und weinte.

„O mein Vater," ſagte ſie, „in meiner Freude habe ich nicht daran gedacht. Die Götter haben Erbarmen mit uns. Weißt Du nicht, daß ſeit ſechzehn Jahren zur Sühne Deines — oh nicht Deines Verbrechens, mein Vater — niemals werden meine Lippen ein ſolches Wort gegen Dich ausſprechen — aber daß ſeit jener Zeit alle Fremdlinge, welche das

Meer an unſere Küſte wirft, der Rache der Götter geopfert werden? Man wird Dich morden, und ich, wie ſoll ich Dich retten?"

„Iſt es ſo?" murmelte Tiſamenes „Dann haben die Schickſalsgöttinnen mich hierher geführt, damit dieſelben Hände, welche Jole's Blut vergoſſen, ſich auch in das meine tauchen. Ich bin es zufrieden, da ich Dich gefunden, Erotion. Laß mich ſterben."

„Du ſollſt nicht ſterben, mein Vater!" rief Erotion in einem Tone gellender Todesangſt, welcher die Vögel erſchreckte, die bei dem erſten Strahle des Tageslichts in den Winkeln und Spalten der Grotte erwacht waren. Sie flogen über die Häupter des Vaters und der Tochter dahin und ſtießen ein mißtönendes Gekreiſch aus. Tiſamenes verhüllte ſein Geſicht mit ſeinem Gewande und ſprach nicht mehr, Erotion aber ſagte, nachdem ſie nachdenklich geſchwiegen, raſch und entſchieden:

„Mein Vater, hier darfſt Du nicht bleiben. Es iſt heller Morgen. Ich will gehen und Nahrung ſuchen — nicht nach dem Tempel — man möge glauben, ich ſei in dem Sturme umgekommen. Wenn mir Niemand Nahrung giebt, ſo will ich betteln — thue ich es nicht für Dich? Bleib' hier ruhig liegen, mein Vater; ich komme wieder — Du ſollſt nicht ſterben."

Und Erotion hüllte ſich in die Fetzen ihres weißen Gewandes und ihr junges Antlitz, welches jetzt nicht mehr von ihrem Schleier verhüllt ward, erglühete bald vor Schaam, bald ward es wieder bleich, während neugierige Blicke ſich auf ihre Schönheit hefteten.

So ging ſie auf einſamen Umwegen in die Stadt. Sie hörte einen wehklagenden Geſang aus dem Tempel und ſah eine Schaar der geheiligten Diener deſſelben mit halbverlöſchten Fackeln von dem Strande kommen. Als ſie an ihrem Verſtecke vorüberkamen, ſprachen ſie leiſe von der verlornen Prieſterin und wie in dem Kampfe der Elemente Diana ihr Eigenthum hinweggetragen.

Dann ſprang Erotion aus ihrem Verſtecke neben der Hütte eines Winzers auf, zerriß die neben ihr hängenden üppigen Traubenbüſchel und eilte davon wie ein gehetztes Reh.

Es dauerte nicht lange, ſo war Erotion wieder bei ihrem faſt ſterbenden Vater, ließ ſein Haupt auf ihren Knieen ruhen, hielt ihm die kühlende Frucht an die vertrockneten Lippen und weinte über ihm mit einer Fülle der Freude, die den Leiden der Zukunft ihr Auge gänzlich verſchloß.

„Wir wollen hier bleiben, mein Vater,“ ſagte ſie, „bis Du Dich wieder erholt haſt, und dann, unter dem Schleier der Nacht, wollen wir weit hinweg-

wandern in den wilden Wald — ich kenne ihn genau. Ich will Früchte für Dich ſuchen und wir wollen mit den Vögeln und den Blumen leben und niemals wieder Trennung und Leiden kennen."

Tiſamenes ſchlug die Augen auf, er war hilfloſ wie ein Kind.

„Ich gehe überall hin mit Dir, meine Tochter. Die Götter haben ſicherlich meine Sünde verziehen, da ſie Dich mir geſendet haben, Erotion."

Während er noch ſprach, verdunkelte ein Schatten die Mündung der Grotte und vor ihnen ſtand, finſter, kalt und ſchweigend wie eine Bildſäule, Iphigenie, die Oberprieſterin des Tempels. Kein Wort entfiel ihren Lippen, während ſie den Vater und die Tochter betrachtete, welche ſich in ſtummer Verzweiflung an einander klammerten. Sie winkte mit der Hand und die Grotte füllte ſich mit den Bewaffneten des Königs Thoas.

Es war zu ſpät. Tiſamenes ward umzingelt; rauhe Hände riſſen ihn aus den Armen ſeiner Tochter; er ward hinweggetragen und Erotion blieb erſtarrt und ſprachlos auf dem Boden der Grotte ligen.

Die Diener des Tempels traten vor, um ſie zu ergreifen, Iphigenia aber that ihnen Einhalt.

„Berührt ſie nicht!" rief die Tochter Agamemnon's

in ſtrengem Tone; „ſie iſt die Begeiſterte Diana's. Soll ich ein Kind dem Tode weihen, weil es einen Vater retten wollte — ich, die ich gern für den meinigen geſtorben wäre?“

Die Diener entfernten ſich ſchweigend und die Oberprieſterin war mit Erotion allein.

„Steh' auf, meine Tochter,“ ſagte Iphigenia, indem ſie die Erſtarrte bei der kalten, kraftloſen Hand emporhob. „Steh' auf und komm' mit mir!“

Erotion ſtand auf, und ohne einen Seufzer oder eine Thräne, ſo willenlos wie eine jener beweglichen goldenen Bildſäulen, mit welchen, wie Homer ſingt, der göttliche Künſtler ſeine Schritte ſtützte, folgte die Jungfrau der Oberprieſterin nach dem Tempel.

Tiſamenes ward dem Tode geweiht. Keine Macht, kein Gebet konnte den Mann retten, welcher an dem Altare Diana's gefrevelt. Sein Blut mußte ſich zu dem ſo manches unſchuldigen Fremdlings geſellen, welches in eitler Sühne vergoſſen worden, bis das Schickſal das rechte Schlachtopfer zur Stelle führte.

So ſagten die Prieſterinnen und Anbeter, und Tag und Nacht, bis der Tag des Opfers kam, wurden Dankeshymnen geſungen, vor Freuden, daß das rechte Opfer endlich gekommen war.

Tiſamenes lag in ſeinem Gefängniſſe und erwartete ruhig, wenn auch nicht glücklich, die Zeit.

Erotion, deren Augen von einer noch wilderen Begeiſterung glüheten, ſo daß Niemand ſie anzuſehen oder aufzuhalten wagte, ging dahin und dorthin und ſchwebte umher wie ein Phantom — bald in die Stadt, bald an den Altar und dann in das Gefängniß, wo der Gefangene lag. Zuweilen betrachtete ſie ihren Vater mit Blicken furchtbarer Ruhe und weinte dann über ihm in wahnſinniger Verzweiflung und wiederholte den Angſtruf, welcher zuerſt in der verhängnißvollen Grotte erklungen war:

„Mein Vater, mein Vater, Du ſollſt nicht ſterben!“

Endlich ſchien ein plötzlicher Entſchluß ihr Kraft und Feſtigkeit zu geben. Einige Tage vor dem jährlichen Feſte der Diana, deren mitternächtige Ceremonieen durch ein Menſchenopfer — den Tod des unglücklichen Tiſamenes — gekrönt werden ſollten, ging Erotion allein und ohne Beiſtand aus dem Gefängniſſe nach dem Palaſte des Königs Thoas.

Der barbariſche König von Taurien ſaß unter ſeinen Rathgebern, als ihm gemeldet ward, daß eine Jungfrau ihn um Gehör bitten ließe. Mitten durch einen Schwarm wilder Männer ſchritt die jungfräuliche Prieſterin, bis ſie wie eine Lichterſcheinung vor dem Throne des Königs ſtand und ihre Bitte vor-

brachte — die Bitte eines Kindes um das Leben eines Vaters.

„König," rief ſie, während Alle lauſchten, denn war ſie nicht die Prieſterin Erotion, Diana's Auserwählte? — „bedenke, ſelbſt das Andenken des Verbrechens iſt von der Erde hinweggeſchwunden! Sie, die geſündigt hatte, ward geſtraft — oh wie hart! — und Oceane unſchuldigen Blutes haben ſeitdem den Flecken hinweggewaſchen. Die Göttin verlangt Nichts weiter. O Thoas, ſei barmherzig!" und durch das herabwallende Haar hindurch hob Erotion ihr Antlitz, ſchön wie das der Venus ſelbſt, zu dem Monarchen empor, während ſie am Fuße des Thrones kniete.

Alcinous, der Sohn des Königs Thoas, erhob ſich und kniete neben ſie.

„O König, o Vater, ſei barmherzig! Höre das Kind, welches für einen Vater bittet!"

Erotion wendete ihr liebliches Antlitz dankbar nach dem Jünglinge und rief nochmals:

„Sei barmherzig!"

Thoas aber wollte nicht hören.

Nun erhob ſich die Jungfrau von ihren Knieen. Ihr ganzes Geſicht war verändert — ſie war nicht mehr das weinende Mädchen, ſondern die begeiſterte

Prieſterin, welche mit funkelnden Augen und emporgehobenen Armen ihre gefürchteten Anklagen erhob.

„Da Du nicht auf Gebete höreſt, Tyrann, ſo höre die Worte der Prieſterin, aus welcher der Geiſt der Gottheit ſpricht. Wie kannſt Du wagen, den reinen Altar Diana's mit Menſchenblut zu beſchmutzen? Wie kannſt Du wagen, ſie, welche die Göttin in Aulis rettete, zur Oberprieſterin einer Ceremonie zu machen, die eben ſo mörderiſch iſt als die, zu welcher ſie einſt ſelbſt verurtheilt war? Höre, o König, in der nebeligen Zukunft ſehe ich das Ende von all' dieſem — ich ſehe das Opfer gerettet — den Altar verlaſſen — die heilige Bildſäule hinweggenommen, den Tempel entweiht, und alles Dies ſollſt Du noch mit Deinen eigenen Augen ſehen, wenn Du mir nicht Gehör ſchenkſt."

Todtenſtille herrſchte in der ganzen Verſammlung. Thoas betrachtete die Jungfrau, deren leidenſchaftliche Prophezeiungen alle Herzen mit Schrecken erfüllten, und zitterte unter ihrem heldenmüthigen Blicke.

„Prieſterin," ſagte er, und ſein Ton war wie der eines Bittenden, nicht wie der eines Königs, „nimm Deinen Fluch wieder hinweg. Deines Vaters Blut ſoll nicht an meinen Händen kleben. Er ſoll in ein fernes Land ziehen und möge er und ſeines

Gleichen nie wiederkommen in die Nähe des Altars der tauriſchen Diana!"

Ohne ein Wort der Anerkennung, ſondern mit der Miene einer Perſon, die ſich einer prophetiſchen Miſſion entledigt, ſchwebte Erotion aus dem Saale. Viele Augen folgten ihrer ſich entfernenden Geſtalt, die ſo anmuthig war in ihrer jugendlichen Würde; der längſte und innigſte Blick aber war der des jungen und edlen Kriegers Alcinous.

Fünftes Kapitel.

Wieder war das hohe Feſt zu Ehren der tauriſchen Diana. Die jungen Novizen, die Prieſterinnen und ſelbſt Iphigenia hatten ihre grünen Gewänder angelegt und feierten im Walde die Ceremonieen der Göttin der Jagd. Grüne Blätter tanzten, und Sonnenſtrahlen ſchimmerten unter den Bäumen, durch Lichtungen hindurch, wo Pan vielleicht mit ſeiner Pfeife die Hamadryaden rief, oder Silen bei den Gelagen des jungen Bacchus und der Faune den Vorſitz führte.

Die Jungfrauen des Tempels fühlten die Schönheit des Ortes, und entzückte Geſänge ſtiegen auf aus dem einſamen Walde.

Erotion war mit unter der Schaar, ihr Herz aber war zu voll, um auf die freudigen Spiele einzugehen. Sie ſchien niedergedrückt zu werden von dem Uebermaße ihres Glückes und ſuchte allein zu ſein, um ſich ganz in die wonnige Gewißheit zu verſenken, daß ihr Vater nicht ſterben würde.

Der König hatte ſein königliches Wort verpfändet, daß das furchtbare Opfer nicht ſtattfinden ſolle. Der Gefangene ſollte vielmehr um Mitternacht an die Meeresküſte gebracht, in ein Boot geſetzt und der Gnade derſelben Meergottheiten Preis gegeben werden, welche ihn nach Taurien gebracht.

Mehr als dies wagte Erotion nicht zu erbitten, aber ſie fürchtete wenig den Zorn der Fluthen im Vergleich mit dem furchtbaren Schickſale, welches über Tiſamenes zu ſchweben geſchienen. Ihr Herz war nicht mehr bedrückt — dieſes neue und geliebte Band hatte ihre Gedanken abgelenkt von jenen Viſionen, welche ſie von ihrer Kindheit an verfolgt und welche der Grund waren, daß man ſie als eine Begeiſterte betrachtete.

Irdiſche Neigungen waren in ihrer jungen Bruſt erwacht, ſie klammerte ſich an das Leben, denn die Welt war nicht mehr einſam; ſie vergaß ſogar ihren geheimnißvollen Traum in der Hingebung kindlicher Liebe.

Erotion verließ ihre Gefährtinnen und wanderte nach einem einſamen, ruhigen Thale, welches kein menſchlicher Fuß außer dem ihrigen jemals betreten. Nur die Rehkuh kam hierher mit ihren Füllen, und nur die Nachtigall unterbrach die Stille mit ihrer Muſik.

Als Erotion hier ankam, hörte ſie ihren Namen in einem leiſen und zärtlichen Tone nennen, gleich dem, der an der Küſte von Naxos um Ariadne's Liebe warb.

Sie drehete ſich herum, und neben ihr ſtand ein Jüngling, ſo ſchön von Antlitz, ſo anmuthig von Geſtalt, daß Apollo, als er die Heerden des Admetus hütete, nicht ſchöner war.

Es war Alcinous, der Prinz von Taurien.

Dankbare Thränen traten in Erotion's Augen, als ſie ſich erinnerte, wie er mit ihr vor ſeines Vaters Throne geknieet und ſein Gebet mit dem ihrigen vereinigt, und dann zitterte ſie, denn ſelbſt der Sohn des Königs war dem Tode geweiht, wenn er in dem geheiligten Walde angetroffen ward.

„Ich ſegne Dich — ich werde Dich niemals vergeſſen, ſanfter, edler Prinz," rief Erotion, „aber bleibe nicht hier!"

Er hörte ihre Worte, als verſtünde er ſie nicht, ſondern ſchauete ſie an, als wäre es eine Gottheit, die er ſähe.

„Erotion — ſchöne Erotion — haſt Du jemals einen Schatten geſehen, der Deinen Tritten Tag für Tag folgt, in den Tempel, in den Wald, ſogar bis an die Thüren des Gefängniſſes, ohne zu wiſſen, daß ich es war? Erotion, ich ſage nicht, daß ich

Dich liebe — ich verehre Dich — ich bete Dich an — ich kniee vor Dir nieder wie Du vor Deiner Göttin kniecſt. Ich möchte für Dich ſterben, und dennoch wage ich nicht, von Dir eine Antwort zu verlangen — Erotion, ich wage nicht zu ſagen: Liebe mich!"

Erotion hörte dieſe neuen und ſeltſamen Worte an, als ob ſie dieſelben in einem Traume vernähme. Keine Röthe färbte ihre Wange, keine jungfräuliche Schaam bog ihr Haupt.

„Warum ſagſt Du, daß ich Dich nicht liebe?" antwortete ſie ruhig. „Ich liebe Alles, was auf Erden gut und ſchön iſt — die Vögel, die Bäume — warum ſollte ich nicht Dich auch lieben? Auch Du bateſt für meinen Vater, den ich am meiſten liebe von Allen."

Alcinous betrachtete ſie und ſah, daß in dieſem reinen und himmliſchen Gemüthe ſich keine Spur von einer Liebe fand gleich der, welche ihn verzehrte. Er warf ſich zu ihren Füßen auf den Boden und rief in leidenſchaftlichem Tone:

„Erotion, das iſt nicht eine Liebe wie die meinige zu Dir. Du mußt mich lieben — mich allein — wie Deine Mutter Deinen Vater liebte. Du mußt Alles verlaſſen um meinetwillen — wie ich um Deinetwillen — Heimath, Vater, Vaterland! O, Erotion, dies iſt Liebe!"

Sie wendete ihre ruhigen, ſanften Augen auf ihn und ſagte:

„Alcinous, die Liebe, von welcher Du ſprichſt, iſt nicht für mich; ich bin Prieſterin, ich habe niemals ſo Etwas gefühlt. Steh' auf, theurer Prinz, und ſprich nicht mehr von ſolcher Liebe. Gräme Dich nicht," fuhr ſie in ſanftem, mitleidigem Tone fort, während Alcinous ſein von glühenden Thränen bethauetes Antlitz vom Graſe emporhob. „Gräme Dich nicht — ich bemitleide Dich — ich liebe Dich mit der einzigen Liebe, die ich gewähren kann. Ich gehöre dem Himmel und meinem Vater — er iſt gerettet, und ich bin glücklich."

Wieder rief der Jüngling ungeſtüm:

„Erotion, glaubſt Du jenem falſchen Eidſchwur? Dein Vater muß ſterben — ſeine Freilaſſung iſt blos eine Liſt — keine Macht kann ihn vom Tode retten."

Die junge Prieſterin ward kalt wie Marmor, ſtand aber unbeweglich vor ihrem Geliebten. Er fuhr raſch fort:

„Tiſamenes muß ſterben. Ein feines, langſames Gift wird ihm in dem mit Wein von Chios gefüllten Abſchiedsbecher gereicht werden; dann wird man ihm angeblich die Freiheit ſchenken, während

er ſchon in die eiſernen Feſſeln eines langſamen, aber ſichern Todes geſchlagen iſt."

„Giebt es keine Hoffnung?" fragte Erotion in ſo tödtlich ruhigem Tone, daß er furchtbar war zu hören.

„Nein, keine; denn die Wächter ſind durch einen Eid verpflichtet, darauf zu ſehen, daß der Giftbecher geleert iſt, ehe der Gefangene in Freiheit geſetzt wird."

Ein Strahl der untergehenden Sonne fiel auf Erotion's Geſicht. Es verklärte ſich vor Freuden, bis es beinahe göttlich war.

Alcinous ſah es nicht. Mit geſenktem Haupte murmelte er ſeine Bitte und Wünſche:

„Erotion, Du ſtehſt dann allein — Dein Vater muß ſterben; o laß mich Dein Tröſter ſein — laß mich Dich lehren zu lieben, wie ich Dich liebe. Komm', meine Geliebte!"

„Noch nicht! noch nicht!" murmelte Erotion in ſeltſam verändertem Tone; „die Göttin verlangt Gehorſam; ich ſehe es jetzt — ich höre den geheimnißvollen Geſang — das Schickſal will es. Ja, Alcinous, ich komme."

Mit wilder Freude drückte Alcinous ihre Hand an ſeine Lippen, ſeine Bruſt, ſeine Stirn, und verſchwand dann durch die Bäume, ſo wie man den

ſingenden Zug der Prieſterinnen näher und näher kommen hörte.

Als der Mond aufgegangen war und die Hymne an Cynthia noch durch die Stadt ſcholl, kam Erotion an das Thor des Gefängniſſes, wo Tiſamenes von Creta, jetzt erlöſ't von den Ketten, welche ſeine Glieder gefeſſelt, auf den erſehnten Augenblick der Freiheit wartete. Seine Tochter ſtand neben ihm und küßte ihm Hände und Gewand mit dem Entzücken der Freude.

„Die Stunde iſt nun bald da, mein Vater,“ rief ſie, „und Du wirſt frei ſein; wir werden von hier hinweg ziehen, ich und Du, weit über das Meer wollen wir mit einander ſegeln. Ja,“ fuhr ſie fort, „noch dieſe Nacht werde ich es durchſchiffen — das wilde, wilde Meer — die öde Küſte — ich weiß noch Alles.“

Und dann überrieſelte ſie ein Schauder, und ihre Worte ſanken zu gebrochenem Murmeln herab.

„Du fürchteſt Nichts, mein Kind?“ ſagte Tiſamenes, „nicht einmal den düſtern Ocean, wenn ich bei Dir bin?“

„Nein, nein,“ rief Erotion haſtig, „ich denke nur an Dich, ich bin glücklich, ſehr glücklich, mein Vater.“

Während ſie ſprach, blickten ihre Augen un-

ruhig im Gefängniſſe umher und hafteten auf einem Becher von geſchnitztem Holz bis an den Rand mit Wein von Chios gefüllt.

„Ich dürſte, ich dürſte, mein Vater,“ ſagte Erotion leiſe, während ihr Haupt auf ſeine Schulter niederſank; „ich habe heute eine ermüdende Wanderung durch den Wald gemacht; willſt Du mir zu trinken geben?“

Tiſamenes gab den Becher in die Hand ſeiner Tochter.

„Die Götter ſind heute gut gegen uns geweſen. Es gebührt ſich, daß wir ihre Wohlthaten anerkennen,“ ſagte ſie. „O Du, die wir anbeten als Diana triformis, nimm das Opfer an, welches ich Dir jetzt bringe — es iſt Deiner nicht unwürdig.“

Und ihre ruhigen Augen aufhebend, goß Erotion einige Tropfen aus dem Becher auf den Fußboden des Kerkers, ſetzte ihn dann an ihre Lippen und leerte ihn bis auf die Hefen.

„Mein Vater! mein Vater!“ rief ſie, indem ſie ſich Tiſamenes an die Bruſt warf, während Thoas' Wächter eintraten. „Diana's Wille iſt erfüllt — Du biſt in der That gerettet!“

Sechstes Kapitel.

Im Schweigen des mitternächtigen Mondes stieß ein Boot ab von der Küste Tauriens. In demselben saßen nur ein alter Mann und ein Mädchen, Tisamenes von Creta und seine Tochter. Das kleine Fahrzeug hatte kaum seine Ruderschwingen ausgebreitet, als eine dunkle Gestalt hinter einem Felsen hervor in das Meer sprang und das Boot verfolgte.

Es dauerte nicht lange, so erhob sich aus den Wellen, die den Bug umkräuselten, das Haupt des Prinzen Alcinous. Seine goldenen Locken troffen von der salzigen Fluth, und seine Augen waren begierig auf den Punkt geheftet, wo Erotion ruhig und schweigend an der Seite ihres Vaters saß.

Tisamenes zog den Jüngling in das Boot.

„Du wolltest mich also verlassen, Erotion," rief

Alcinous leidenschaftlich, „aber es soll nicht geschehen. Ich folge Dir, wohin Du auch gehst, magst Du mich lieben oder nicht — durch das Leben bis zum Tode.“

„Sei es so, Alcinous,“ entgegnete die junge Priesterin in dem ihr eigenthümlichen gedämpften Tone. Sie ergriff seine Hand, drückte sie sanft in die ihrige und wendete sich dann wieder zu ihrem Vater.

Eine Stunde nach der andern schwammen die Drei über den Ocean, welcher schlafend dalag im Mondlichte und keine zornige Welle aus seinem Schooße emporsteigen ließ, welche den Flüchtlingen Furcht oder Gefahr hätte bringen können.

Erotion lehnte halb in den Armen ihres Vaters, während Alcinous zu ihren Füßen knieete und niemals seine Augen von ihr abwendete, ausgenommen um mit unruhigem, traurigem Blicke Tisamenes von Creta zu betrachten.

Erotion sprach wenig. War es blos das Mondlicht, welches ihr Gesicht zu Zeiten so tödtlich bleich erscheinen ließ?

Alcinous glaubte es. Der Ausdruck aber, den es trug, war so göttlich, daß ein Gefühl von heiliger Scheu sich seiner bemächtigte und sogar die leidenschaftlichen Regungen seiner Liebe dämpfte.

Zuweilen war es ihm, als wenn die kalte Seeluft ihren ganzen Körper erzittern ließe; dann und wann ſah er ihre Lippen beben. Dann faßte ſie mit krampfhafter Bewegung die Hand ihres Vaters und war wieder ruhig..

Der Mond ſank und die Nacht ward finſter. Ein ſchwerer Schlaf, welchen Alcinous für den Vorläufer des Todes hielt, fiel auf Tiſamenes.

Der Jüngling wagte kaum zu athmen, um nicht ihr, die er ſo innig liebte, Qual zu bereiten.

Sehnſüchtig wartete er auf den erſten Schimmer der Morgendämmerung, und als derſelbe erſchien, berührte eine kalte irrende Hand ſeine Lippen, ſo daß es ihn durchrieſelte bis in das innerſte Mark.

Es war noch zu finſter, um Erotion's Geſicht zu ſehen; ihre Stimme aber klang ſchwach und zitternd.

„Alcinous, mein Vater ſchläft — ſage ihm, daß mit mir Alles gut iſt. Ich habe den Giftbecher getrunken — ich habe mein Schickſal erfüllt — er iſt gerettet!“

Ein leichter Seufzer, eine matte Bewegung, das war Alles, was Alcinous bemerkte. Die kleine kalte Hand lag noch an ſeiner Wange — alle Furcht und Angſt in andächtigen Frieden verſenkend. Es dauerte nicht lange, ſo fiel ein breiter Sonnenſtrahl

über das Waſſer und ruhete auf den Schläfern, der eine in den ruhigen Schlummer der Ermüdung nach der Arbeit verſenkt, die andere — ja, ſie ſchlief auch, aber es war der Schlaf der ewigen Ruhe.

Als Alcinous aufſchauete, war es ihm, als wenn eine weiße Taube in die Luft emporſtiege. Woher ſie kam, wußte er nicht; ſie ſchwebte eine Weile über dem Schiffe, breitete dann ihre blendenden Schwingen gegen die Sonne und verſchwand.

Der Jüngling ſah ihr nach, als ſie über das funkelnde Meer dahinflog, über die liebliche Küſte, auf welche ſie langſam und ſicher zutrieben, über die blauen Berge, höher und höher, bis er ſie nicht mehr ſah. Nun wußte Alcinous, daß es der Geiſt der ſchönen Jungfrau war, die ſich ſelbſt dahin gegeben, welche die Götter geliebt und hinweggenommen hatten — die Seele Erotion's.

VII.

Der Rosenkreuzer.

Erstes Kapitel.

Das Feuer.

Ich weiß nicht, ob man sagen würde, Basil Wohlgemuth's Gesicht sei schön gewesen. Es besaß keine dunkelschimmernden Augen, keine feingemeißelten Züge, keine üppigen rabenschwarzen Locken — Alles war weiß, hell und sonnig wie seine eigene Seele.

Und was für eine Seele war es! Sie verklärte sein ganzes Antlitz, wie die Sonne eine Landschaft verklärt — und verschönte, was außerdem gewöhnlich gewesen sein würde.

Sie spiegelte sich in seinen Augen; sie erglänzte in jeder seiner Geberden; sie lieh seiner Stimme musikalischen Wohlklang; sie begleitete ihn wie ein guter Geist, und verbreitete Leben, Liebe und Schönheit überall, wohin er kam.

Er saß in einem niedrigen, halb dunkeln Zimmer, dessen düstere Vertiefungen beinahe Furcht erregten. Dann und wann kamen vorübergehende Klänge von menschlichen Stimmen von der Straße herauf und in bestimmten Zwischenräumen ließ die große Glocke des Kölner Doms den Stundenschlag erdröhnen, so daß das hierauf eintretende Schweigen noch tiefer zu werden schien.

Der Student — denn ein solcher war er augenscheinlich — saß mit seiner schlanken, etwas kleinen Gestalt da in der Haltung eines Ermüdeten, in seinem ausdrucksvollen Gesichte aber war keine Ermüdung sichtbar und seine Augen waren mit träumerischem, gedankenvollem Blicke auf das Feuer geheftet, welches in dem Kamin und vor ihm prasselte.

Dieses Feuer war sein einziger Gesellschafter und es war in der That ein guter. Auch war es kein stummer — denn es schien zu sprechen wie mit einer menschlichen Stimme.

Wie zischte der lebendige Saft heraus, wenn das feuchte Tannenholz von der Flamme gepackt ward, und schnatterte und murmelte wie ein ungeberdiges Kind! Wie wüthend brüllte und sträubte es sich, wenn die Flamme stärker ward! Wie sank es zu einem leisen, klagenden Tone und dann zu

Todtenstille herab, wenn es endlich besiegt war und in dunkelrother, aber stummer Gluth sein Leben aushauchte!

So war die Stimme des Feuers, der Student sah aber auch seine Gestalt. Seltsam und geheimnißvoll waren die langen feurigen Alleen und rothen Grotten, die es bildete, gemischt mit schwarzen Vertiefungen, aus welchen spottende Gesichter hervorzulugen schienen, während die hellen Flammen hin und her wehend luftigen Gestalten glichen, die sich in phantastischem Tanze bewegten. Schön und geheimnißvoll erschien das Feuer.

Basil Wohlgemuth war Student und Träumer. Er war eingedrungen in die Geheimnisse der Natur und der Philosophie — nicht wie ein müssiger Forscher, welcher neugierig dem Drange einer unbestimmten Neugier folgt — sondern als ein enthusiastischer Verehrer, welcher die Tiefen der Seele seiner Geliebten ergründen möchte.

Er wußte, daß in dieser Welt alle Dinge zwei Bedeutungen haben — eine für den gewöhnlichen Beobachter und eine zweite für den höheren Geist — dessen, der mit ernstem Vorsatz und treuem, liebendem Herzen in jene Schachte verborgener Reichthümer — der Schätze der Wissenschaft und Phantasie — eindringt.

Basil war noch jung, aber dennoch hörten Männer von Gelehrsamkeit und Ansehen mit Ehrerbietung auf seine Worte. Weisheit, Rang und Schönheit hatten schon oft dieses armselige Zimmer betreten und sich dadurch geehrt gefühlt, denn es war die Wohnung des Genius.

Und ward dieser Sonnenschein des Ruhms an einen unfruchtbaren Baum verschwendet, der im besten Falle blos die blendenden Früchte des Verstandes hervorbrachte, schön für das Auge, aber trügerisch für das Herz, wie die von Juwelen strahlenden Aepfel Aladdin's? — oder war er reich an allen guten Früchten menschlicher Herzensgüte?

Fragt die Mutter, welcher schon die nahenden Tritte ihres gehorsamen Sohnes Licht und Freude brachten; fragt die Schwester, deren Stolz auf ihre vornehmen Verwandten geringer war als ihre Liebe zu dem sanften, nachgiebigen Bruder, welcher der Sonnenschein ihrer Häuslichkeit war.

Diese beiden Personen sprachen sicherlich für Basil; es gab aber auch noch eine andere, von der er jedoch damals Nichts wußte.

Das Feuer sank in Asche und durch das kleine Fenster am andern Ende des Zimmers schauete der junge Mond mit seinem ruhigen Lächeln herein.

Endlich ward die Thür halb geöffnet und ein Mädchengesicht ward sichtbar.

„Schläfst Du, Basil, oder denkst Du blos nach?“

„Bist Du es, Margarethe?“ fragte der Student, ohne seine Stellung zu verändern.

„Ja, es wird spät, Bruder; willst Du nicht zum Abendessen kommen?“

„Ich brauche keins, liebe Margarethe; ich danke.“

„Aber wir brauchen Dich, Basil; die Mutter fragt nach Dir und Isilda ist auch da.“

Ein heiteres Lächeln ging über das Antlitz des jungen Mannes; seine Schwester sah es aber nicht, sondern fuhr fort:

„Komm', Bruder, komm' — Du hast für heute genug studirt.“

Heiter erhob er sich.

„Nun gut, sage der Mutter, ich würde sogleich kommen.“

Margarethe schloß die Thür und Basil blieb nachdenklich am Feuer stehen. In diesem Augenblicke beleuchtete eine helle Flamme, aus einem ein wenig abseits liegenden Brande unvermuthet emporlodernd, sein Gesicht — es strahlte von dem Lichte

der Liebe. Seine feingeformten Lippen, der einzige wirklich ſchöne Zug, den er beſaß, erzitterten vor frohem Lächeln, während ſie leiſe den einen geliebten Namen murmelten:

„Iſilda! Iſilda!“

Zweites Kapitel.

Das Haus des Studenten.

Werfen wir einen Blick auf Basil Wohlgemuth's Haus. Es war eine deutsche Wohnung des Mittelalters, bequem, aber nicht luxuriös — so wie wir sie auf alten deutschen Bildern sehen. In Häusern wie dieses ward der Genius eines Rembrandt, eines Rubens, eines Vandyck genährt; aus einem solchen friedlichen deutschen Hause entsprang der Feuergeist und unbezähmbare Eifer eines Luther, und solche Häuser waren die Wiege der meisten jener rauhen, aber edlen Männer, welche entweder durch das Schwert oder mit der Feder in dem ganzen schönen Lande jenseit des Rhein ihren Namen berühmt gemacht haben.

Basil, seine Mutter, Margarethe und noch ein junges Mädchen saßen um einen reichlich mit Brot und Früchten besetzten Tisch.

Die Mutter war eines solchen Sohnes würdig, eine Matrone von freundlichem, aber edlem Ansehen und ihrem Sohne ähnlich, besonders was die innigblickenden, klaren Augen und die freie Stirn betraf.

Margarethe, eine holde Knospe, die nur der Zeit bedurfte, um sich zur vollkommenen Blume zu erschließen, saß an der Seite ihres Bruders.

Die vierte Person der Gruppe war Isilda.

Ich weiß kaum, wie ich Isilda beschreiben soll. Es giebt blos ein Gesicht, welches ich gesehen und welches sie nach meiner Idee malt — es ist die Madonna von Guido Reni.

Einmal gesehen, prägt dieses Gesicht dem Herzen sich auf immerdar ein. Es ist die Verkörperung einer so reinen, so engelgleichen Seele, daß es das der noch im Paradiese weilenden Eva hätte sein können.

Dennoch aber ruht in diesen Augen jener Schatten inniger weiblicher Liebe, deren Begleiterin stets der Kummer ist, und die blauen Sterne scheinen gedankenvoll und wehmüthig in die unklare Zukunft zu schauen, als ob sie wüßten, daß der Frieden der Gegenwart keine Dauer haben werde.

Weibliche Sanftmuth, unterdrückte, aber nicht schlummernde Gefühle, eine Seele, die für hohe Gedanken gestimmt ist wie eine gutbesaitete Leier, und nur eines Hauchs bedarf, um ihre harmonischen Klänge ertönen zu lassen — alles Dies ist sichtbar in diesem Antlitze, welches in das Herz des Malers hineinblickte und durch das Werk seiner Hand unsterblich gemacht ward.

Und so war Isilda.

Basil saß ihr gegenüber. Er blickte ihr in die Augen, er sog ihr Lächeln ein und war glücklich. Alle Spuren von tiefem, angestrengtem Nachdenken entschwanden von dem Antlitze des Studenten. Er war heiter bis zur Lustigkeit, lachte und scherzte mit seiner Schwester, forderte sie auf, alte bekannte Liedchen zu singen, und stimmte selbst mit in dieselben ein.

Als man damit fertig war, bat ihn Margarethe, eine alte Ballade zu singen, deren er viele kannte, und er sang die von dem Grafen Ludwig, welcher die Nixe liebte und dann erschlug.

Als der Student damit zu Ende war, trat tiefes Schweigen ein.

Basil's Schwester schauete sich furchtsam rings um. Isilda bewegte sich nicht, aber ließ einen tiefen

Seufzer hören, als ob ſie ihrem vollen Herzen Luft machen wollte.

„Du haſt da eine traurige Geſchichte gewählt, Baſil,“ ſagte die Mutter endlich.

Ihre Stimme brach das Schweigen, welches bis jetzt Alle gefangen gehalten, und Margarethe ſetzte hinzu:

„Ich bemitleide nicht dieſen Ritter mit ſeinem falſchen Herzen. Die Strafe, die ihn ſpäter ereilte, traf ihn mit Recht wegen ſeines ſchweren Vergehens. Wie ſchmerzlich iſt es, zu bedenken, daß die arme Braut ſo in ihrer Jugend und in ihrem Glücke ſterben mußte!“

„Das iſt nicht meine Anſicht,“ ſagte Iſilda in leiſem, träumeriſchem Tone, als ob ſie halb mit ſich ſelbſt ſpräche. „Es war nicht ſchmerzlich, von dem Manne gemordet zu werden, den ſie liebte, denn ſie ſtarb ja in ſeinen Armen und wußte, daß er ſie geliebt hatte. Ein ſolches Loos nenne ich ein glückliches.“

Es lag ein ſolcher Ausdruck innigen Gefühls in den Zügen des Mädchens, als ſie ſprach, daß Margarethe ſie ſchweigend und verwundert betrachtete; Baſil aber zuckte unwillkürlich zuſammen, als ob ihm in ſeinem Gemüthe ein neues Licht aufgegangen wäre.

Eine dunkle Purpurfarbe überzog Iſilda's Antlitz und Hals, ſie ſchien vor Scham in die Erde ſinken zu wollen und ſprach nicht mehr.

Auch Baſil ſchwieg. Kein Wunder war es von dem ſchüchternen Mädchen, welche ihren Gedanken nur ſelten Worte lieh; daß aber er, deſſen Herz ſo erfüllt war von Poeſie, deſſen Lippen überfloſſen von Beredſamkeit — ſtumm blieb, das war ſeltſam.

Es war dem Studenten, als ob ſich ihm ein Finger auf die Lippen legte, als ob eine unſichtbare Nähe ihn zum Schweigen zwänge; aber der Finger und die Nähe waren die des Engels der Liebe.

An Allen, nur nicht an Margarethen, war eine ſichtbare Befangenheit wahrzunehmen. Sie war noch zu jung, um zu verſtehen, was in den Herzen der beiden Perſonen vorging, die ſie ſo innig liebte, und begann mit ihrer Freundin zu ſcherzen.

„Na," ſagte ſie, „ich für meine Perſon beneide Graf Ludwig's Braut nicht, Iſilda. Ich ziehe es vor, am Leben zu bleiben. Lebt wohl, Ihr armen Leutchen! Ich will ſpinnen gehen."

Und ſie verſchwand mit der Schnelligkeit eines jungen Rehes. Die Mutter folgte ihr mit den Augen.

„Ein ſonniges, liebendes Herz haſt Du, mein

Kind," murmelte ſie. „Gott ſegne Dich und halte alle Sorge fern von Deinem heitern Gemüthe!"

Und Frau Wohlgemuth lehnte ſich in ihrem Stuhl zurück und ſchloß die Augen. Das Herz der Mutter ſchien ſich in die Vergangenheit zu verſenken, oder auch von der Zukunft ihres Kindes zu träumen.

Die beiden Perſonen, die auf dieſe Weiſe gewiſſermaßen mit einander allein blieben, fragten nach der Vergangenheit ebenſowenig als nach der Zukunft. Für Baſil und Iſilda gab es nur eine Gegenwart — die wonnige Gegenwart, erfüllt von Hoffnung und Liebe.

Sie ſprachen nur wenig und in kurzen, abgebrochenen Redeſätzen, von einem Gegenſtande auf den andern überſpringend, damit nicht einer derſelben zur Entſchleierung des ſüßen Geheimniſſes führen möchte, welches Beide erfüllte und welches ſie Beide auszuſprechen ſich fürchteten und doch ſehnten.

Endlich ward die Lampe düſter und der Mond ſchien durch das ſchmale Fenſter.

Iſilda bemerkte es und ſprach davon — es war eine Erleichterung.

„Wie ſchön ſieht der Mond, wenn er ſo hinter dem Dome untergeht," ſagte ſie, ſtand auf und ging an's Fenſter. Vielleicht war ſie froh, auf dieſe Weiſe

der leidenſchaftlichen Zärtlichkeit zu entrinnen, welche aus Baſil's Blicken leuchtete.

Der junge Student folgte ihr mit geräuſchloſem Tritt, denn ſeine bejahrte Mutter war eingeſchlummert. Und nun ſtanden die Beiden beiſammen, ſchweigend, allein mit ihren eigenen Herzen, aufblickend zu dem ruhigen, ſternenhellen Himmel, und Liebe trinkend, die unendlich zu ſein ſchien wie dieſer Himmel ſelbſt.

„Wie ſchön iſt dieſe Welt!“ murmelte das Mädchen.

„Ja, das fühle ich auch, und am meiſten, wenn ich bei Dir bin, Iſilda,“ entgegnete Baſil. „Iſilda! — meine Iſilda!“

Es trat ein Augenblick zitternden Schweigens ein und dann fühlte ſich das Mädchen feſter umſchloſſen, bis das Haupt an ſeiner Bruſt ruhete, und ſie hörte, wie ſeine Stimme ihr in's Ohr flüſterte:

„Darf ich Dich meine Iſilda nennen — ganz mein — nur mein — mein für immer?“

Sie richtete den Kopf empor und blickte ſchüchtern, aber forſchend ihm in's Geſicht.

„Iſt es wirklich wahr? Liebſt Du mich?“

„Wie meine eigene Seele!“ antwortete der Student leidenſchaftlich.

Isilda barg ihr Gesicht wieder an seiner Brust und brach in einen Thränenstrom aus.

An diesem Abende gingen die Liebenden in dem kalten klaren Sternenlichte mit einander nach Isilda's Wohnung. Oft, sehr oft waren sie schon diesen Weg gewandelt, aber jetzt war Alles anders. Sie waren einander Alles in Allem geworden; eine Unendlichkeit von Liebe umgab sie. Alles war Licht, Hoffnung und zitternde Freude.

Der mürbe Schnee knisterte unter Isilda's Füßen und die scharfe, kalte Luft machte sie schaudern, aber sie fühlte es nicht. Sie klammerte sich nur um so fester an Basil's Arm. — Er war nun ganz ihr eigen, er — ihres Lebens Freude — ihr Stolz — das Idol ihrer Träume, die Wonne ihrer Seele!

Ein solches Glück war fast zu schwer zu tragen und deßhalb hatte sie geweint, als sie zuerst erfuhr, daß er sie liebe — ja, auch als sie sich von Basil getrennt hatte und allein war, ergoß ihr volles Herz sich in Thränen. Er, der Begabte — so reich an dem größten aller Schätze — dem Schatze des Genius, geehrt unter den Menschen, während eine noch reiche Ernte des Ruhms seiner harrte, er liebte sie, die ihm Nichts geben konnte als ein Herz, welches ihn anbetete!

In ihrer tiefen Demuth fühlte sie sich eines

ſolchen hohen Glückes unwürdig und ihre Lippen konnten Nichts ſtammeln als die freudigen Worte:

„Er liebt mich — er liebt mich — mein Baſil — mein Baſil!“

Und ſelbſt in ihrem Schlafe murmelte ſie daſſelbe.

Die Liebe des Mannes iſt nicht wie die des Weibes, aber dennoch war Baſil ſehr glücklich — glücklicher als er jemals in ſeinem Leben geweſen. Der Student, der Philoſoph, fühlte, daß ſeine ganze Weisheit wie Nichts war im Vergleich mit der wunderbaren Alchymie der Liebe. Weit entfernt, geſchwächt zu werden, ſchien ſein erhabener Geiſt in dem Lichte geliebter Augen nur noch mehr Kraft zu gewinnen — es war wie die Wirkung des Sonnenſcheins auf das reifende Korn.

Baſil wußte nun, wie lange Iſilda ſeine Gedanken erfüllt hatte und mit allen ſeinen Hoffnungen verflochten geweſen war. Er ermaß ſelbſt jetzt noch nicht die Tiefen ihres Gemüthes, aber er fühlte, daß es eins war mit dem ſeinen, und der Mann, der ſtolze Mann, freu't ſich ſtets, das Bild ſeiner Seele in dem Herzen eines Weibes widergeſpiegelt zu ſehen.

Drittes Kapitel.

Das Rosenkreuz.

Ein Jahr war über dem Haupte des Studenten von Köln dahingegangen. Es war ein an Veränderungen reiches Jahr gewesen. Der Tod hatte das Haus heimgesucht und die zärtliche Mutter hinweggerafft, die muthige und doch sanfte Matrone, welche an Basil und Margarethen die Stelle von Vater und Mutter zugleich vertreten.

Der Student hatte nun blos noch seine Schwester, welche seine verödete Häuslichkeit erheiterte; aber nur wenig Freude lebte in dem Herzen des jungen Mädchens und wenig Heiterkeit stand in ihren Zügen geschrieben, denn sie bewegte sich noch im Schatten des frischen Kummers, noch dazu des ersten, und schwer lastete er auf der holden Margarethe.

Haben wir Isilda — die schöne, die geliebte Isilda vergessen? Mit ihr war keine Veränderung vorgegangen. Sie war jetzt die Verlobte Basil's Wohlgemuth und liebte ihn mit einer Liebe und Treue, welche weit über die erste frische Liebe des Mädchenalters und der Romantik hinausreichten.

Aber war auch Basil noch derselbe?

Wir wollen sehen.

Der Student saß, wie wir ihn zuerst gesehen haben, in seinem Zimmer. Es sah ganz noch so aus wie in früherer Zeit, und das Feuer, das helle, schöne Feuer, welches Basil als den Gesellschafter seiner einsamen Stunden liebte, brannte so hell wie je. Er unterhielt es durch fortwährend frische Nahrung und blickte oft von seinem Buche auf, um es zu betrachten.

Wenn die Flamme einen Augenblick düster ward, so war es, als ob die Fähigkeiten seines Verstandes und seiner Fassungsgabe sich damit zugleich verdüsterten.

Ohne sein geliebtes Feuer war Basil stumpf und melancholisch. Er bedurfte der freundlichen Wärme, des begeisternden Glanzes dieses Elements — selbst während des Sommers konnte er nicht ohne dasselbe studiren, und so war es von seiner Kindheit an gewesen.

Es war eine Veränderung mit dem jungen Manne vorgegangen, eine größere als das eine kurze Jahr, um welches ſein Alter ſich vermehrt, hätte bewirken können. Er ſah wie ein Mann, der viel nachgedacht und viel gelitten.

Ein Ausdruck von Schmerz ſpielte fortwährend in ſeinen Zügen und die Linien des ſchönen Mundes zogen ſich zuſammen.

Er las aufmerkſam, dann und wann aber legte er das Buch hin und heftete ſeine Gedanken zerſtreu't auf das Feuer.

Ein leichtes Pochen an der Thür unterbrach die Betrachtungen des Studenten und ein Unbekannter trat ein.

Es war ein Mann von mittlern Jahren — lang und mager. Sein Geſicht war ruhig und ſeine Haltung würdevoll, während auf ſeiner edeln Stirn, die nicht eine einzige Falte zeigte, unverkennbare Intelligenz thronte.

Zuweilen aber leuchtete eine Wildheit aus ſeinen Augen und ſeine Züge veränderten ſich auf eine Weiſe, welche ſeine ruhig heitere Haltung faſt Lügen ſtrafte.

Er näherte ſich dem jungen Manne, der ſich erhob und ihn mit tiefer Ehrerbietung begrüßte.

„Michael Meyer braucht Baſil Wohlgemuth nicht

erſt um Erlaubniß zum Eintritt zu bitten, nicht wahr nicht?“ ſagte der Fremde mit einem Gemiſch von Sanftheit und ſelbſtbewußter Würde.

„Meiſter,“ antwortete Baſil ſchüchtern, „Du biſt ſtets willkommen; Alles, was mein iſt, das iſt auch Dein.“

„Ich danke Dir, wackerer Schüler,“ entgegnete der Andere, einfach leicht mit dem Kopfe nickend, während er ſich von dem jungen Manne den Mantel abnehmen ließ und ſich auf den Stuhl ſetzte, den Baſil ihm bot. Der Student ſelbſt blieb hierauf ſtehen, bis ſein Gaſt auf einen niedrigen Schemel zeigte, auf welchem Baſil in einiger Entfernung von ſeinem Meiſter Platz nahm.

„Und nun laß uns ſprechen,“ ſagte Michael Meyer, „denn es iſt lange, ſeitdem ich Dich nicht geſehen. Was haſt Du mittlerweile gelernt?“

„Viel, o Meiſter! Ich habe Dein Buch ſtudirt,“ und er zeigte auf die aufgeſchlagene Seite.

Ein Schimmer der Freude beleuchtete Michael's fahle Züge.

„Und bereueſt Du, daß Du einer von uns geworden biſt, einer der Brüder vom Roſenkreuz?“

„Nein, geehrter Meiſter,“ rief der Student, „aber ich habe noch viel zu lernen, ehe ich würdig bin,

auch nur den Saum Deines Gewandes zu küssen, und ich bin noch so jung!"

„Ein junges Herz ist vielleicht reiner als eines, welches schon seit langer Zeit mit der Welt verkehrt hat. Du hast Dich noch nicht aus dem Umkreise der Wohnung entfernt, welche Dein Geist bei seiner Geburt verließ — die Erinnerung an jenes frühere Dasein lebt noch unklar in Dir. Deßhalb steht es gut mit Dir, Basil."

„Meister, wenn ich das denken — wenn ich in mir jenes höhere Leben erneuen könnte — aber ich fürchte, daß es schwer ist."

„Ja, es ist schwer, mein Sohn, denn es ist ein Kampf der Materie gegen den Geist. O, kenntest Du die Freuden, die sich uns erschließen, die wir den Körper der Seele unterordnen — die herrliche, schöne Welt, welche uns offenbart wird — ein Leben im Leben, eine doppelte Existenz, wo unsere sterblichen Augen befähigt werden, den Unsichtbaren zu sehen — wo unser sterblicher Körper mit Engelkraft begabt wird."

„Ja, es ist herrlich — es ist herrlich!" murmelte der Student und betrachtete seinen Meister, dessen ganzes Antlitz von Begeisterung erglühete.

„Ja, es ist herrlich," fuhr Michael Meyer fort, „der Menschheit gegenüberzustehen wie ein Gott, in

dieſem menſchlichen Körper die Gabe des Heilens zu tragen; zu wiſſen, daß die Reichthümer, um deren willen die Menſchen ſich mühen und einander morden, uns in ſolcher Fülle zu Gebote ſtehen, daß ſie uns erſcheinen wie Staub — und mehr als Alles, die Fähigkeit zu beſitzen, Verkehr mit jenen guten Geiſtern zu unterhalten, welche Gott geſchaffen, wie er den Menſchen geſchaffen, ſchöner und doch weniger vollkommen, denn ſie müſſen bleiben, wie ſie ſind, während der Menſch durch mehrere Stadien des Daſeins immer höher und höher ſteigen kann, bis er zu den Füßen der Gottheit ſelbſt ſteht."

„Haſt Du jemals jene erhabenen Weſen geſehen?" fragte Baſil, indem er ſich zweifelnd umſchauete und ſeine Stimme zu einem leiſen Geflüſter herabſinken ließ.

„Ja!" antwortete Michael Meyer. „Doch Nichts mehr hiervon. Um dieſen Zuſtand von Vollkommenheit zu erreichen, mußt Du Dich nothwendig für alle menſchliche Freuden ertödten. Du mußt den Gelüſten entſagen, welche durch das Fleiſch der Thiere und das Gift des Weines genährt werden. Wie Du in meinem Buche lieſeſt — die Seele muß ſich in ſich ſelbſt zurückziehen und alle menſchlichen Gefühle, alle menſchliche Liebe verbannen."

Ein dunkler Schatten legte ſich über das Antlitz des jungen Studenten.

„Muß man dies Alles thun, Meiſter, um ein Jünger Chriſtian's Roſenkreuz*) zu werden?“ fragte er.

„Ja, alles Dies und noch mehr. Entſinkt Dir ſchon der Muth?“ fragte Michael finſter.

Baſil ſchlug die Augen nieder.

„Nein, mein edler Meiſter, nein, aber der menſchliche Wille iſt ſchwach und die ſteile Höhe iſt ſchwer zu erklimmen.“

„Dann lege Dich nieder und erwarte an ihrem Fuße Deinen Untergang, Baſil Wohlgemuth,“ ſagte der Roſenkreuzer, und ſetzte dann im Tone des Bedauerns hinzu:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Dir, nachdem Du die Reiſe halb zurückgelegt, der Muth entſinken würde, mein Sohn.“

„Er iſt mir nicht entſunken!“ rief der Student eifrig. „Ich bin allen Deinen Vorſchriften blindlings

---

*) Nach dem Tode Chriſtian's Roſencreuz, ihres Gründers, hielt die Secte der Roſenkreuzer ihre Lehren hundertundzwanzig Jahre geheim. Michael Meyer, ein Alchymiſt und Arzt, war der Erſte, der ihre Geheimniſſe offenbarte, und zwar durch ein Buch unter dem Titel: „Themis aurea, hoc est de legibus Fraternitatis Rosae Crucis,“ welches er 1615 in Cöln herausgab.

gefolgt. Nur ſo viel Nahrung als die Natur durchaus verlangt, iſt über meine Lippen gekommen — ich habe mich rein und unſchuldig erhalten wie ein kleines Kind, aber dennoch ſcheine ich von jenem geſegneten Zuſtande, wo die Seele frei iſt von allem irdiſchen Verlangen und die Augen den Unſichtbaren ſchauen, weiter entfernt zu ſein als je."

„Warte, mein Sohn; warte und ſei ſtandhaft. Die Zeit wird ſicherlich endlich kommen, und wenn ſie kommt, welche Freude dann für Dich! Du wirſt die Freuden des Gaumens für Nichts achten, wenn Du im Genuſſe himmliſcher Speiſe ſchwelgſt; Du wirſt alle irdiſche Lieblichkeit verſchmähen, um Dich in dem Lächeln unſterblicher Schönheit zu ſonnen. Dies iſt in der That ein Ziel, welches des Strebens eines Menſchen würdig iſt."

„Ja — ſo iſt es, o Meiſter! Ich folge Dir — ich folge Dir! — Lehre mich, führe mich, wie Du willſt!" rief Baſil und kniete zu den Füßen des Roſenkreuzers nieder, indem er ihm mit tiefer Gemüthsbewegung Hand und Gewand küßte.

„Du biſt würdig, einer der Unſern zu werden, mein Sohn — oder vielmehr mein Bruder, denn binnen kurzer Zeit wirſt Du den Weiſeſten von uns gleichſtehen," antwortete Michael Meyer, indem er Baſil aufhob. „Wandle auf dieſem Wege weiter;

Du bedarfst meiner nicht, denn Deine eigene Seele ist Dein bester Lehrer. Leb' nun wohl, denn noch diese Nacht verlasse ich Köln; meine Aufgabe ist gelöst und ich habe die Zahl der Brüder vom Rosenkreuze um Einen vermehrt."

„Und hast Du kein Wort — keine Mahnung für mich, geliebter Meister?"

„Keine weiter als diese: Strebe stets nach dem Höchsten, begnüge Dich mit Nichts, was unvollkommen ist. Sei demüthig in Deinen eigenen Augen, und mehr als Alles, bewahre Dein Herz und Deine Hand vom Bösen. Die Sünde umwölkt die Bestrebungen der Seele, und das höchste Leben ist ein Leben vollkommener Heiligkeit. Neben Deinem scharfen Verstande und warmen Gemüthe bewahre auch ein fleckenreines Herz, und somit leb' wohl, mein Sohn."

So schied Michael Meyer, der Rosenkreuzer, von Basil Wohlgemuth.

Viertes Kapitel.

Sterblich und unsterblich.

Leidenschaftlich die Hände ringend oder auf seine heiße Stirn drückend, kniete der Student allein in seinem Zimmer. Er murmelte aufgeregte dumpfe Worte. Er hatte nach dem Baume der Erkenntniß geschmachtet, er war bis in den Schatten desselben gedrungen, und dieser hatte seine Seele verdüstert, aber dennoch hatte er nicht von der herrlichen Frucht gekostet, nach der er sich sehnte.

„Es ist vergebens — es ist vergebens!“ rief Basil; „ich sterbe, aber ich kann ihn nicht erreichen. Ich habe alle menschliche Glückseligkeit den Winden preis gegeben — ich habe meine Jugend vergiftet — und auch die Deine, Isilda, Freude meines Lebens, und Alles vergebens! Kein unsterbliches Geschenk ist mir

dafür zu Theil geworden. Ich möchte hinabtauchen in die Tiefen der Natur, aber sie verbirgt mir ihr Antlitz. O Meister, Du sagtest mir von der Geisterwelt, welche mir ganz gewiß enthüllt werden würde. Ich blicke in die Luft empor, aber kein Sylph haucht milden Zephyr auf meine heiße Wange. Ich wandle an den Flüssen, aber keine sanften aus den Tiefen der Quellen herausschauenden Augen begegnen den meinigen. Ich bin arm, aber die Gnomen der Erde gehorchen nicht meinen Befehlen; sie bringen keine Schätze von Silber und Gold. Und du, o Feuer, herrliches Element, bist Du in der That mit jenen wundervollen Wesen bevölkert, oder sind sie taub gegen meine Stimme und von allen meinen Brüdern nur meinen Augen unsichtbar?"

Und siehe! während der Student noch sprach, schoß eine helle Flammenpyramide aufwärts und eine Stimme wie die des Feuers, wenn sie dem sanften Hauche des Windes antwortet, entgegnete:

„Ich höre Dich! Was willst Du von mir?"

Leichenblässe überzog die Wangen des jungen Mannes nnd er fuhr unwillkürlich zurück.

„Fürchtest Du mich denn, o Sterblicher?" sagte die Stimme in traurigem Tone wieder. „Schau' nochmals."

Plötzlich spaltete sich die Flammenpyramide und

in der Mitte derſelben ward eine Geſtalt ſichbar, kleiner als ein Menſch, aber vollkommen in weiblicher Lieblichkeit.

Leuchtende goldene Flammenwogen umgaben ſie wie ſchönes Frauenhaar, und um ihre halbdurchſichtige Geſtalt ſchlang ſich ein bernſteinfarbenes Gewand, welches in Bezug auf Farbe und luftige Subſtanz dem Feuer glich, aus welchem ſie entſprungen war. Ihre Hände waren unterwürfig über der Bruſt gefaltet und ihre Augen mit innigem Blicke auf das Geſicht des jungen Studenten geheftet, während ſie nochmals ſagte:

„Fürchteſt Du Dich vor mir?“

„Wie ſollte ich mich vor Dir fürchten, ſchöne Erſcheinung?“ rief Baſil entzückt. „Und wer bin ich, daß Du Dich herabläſſeſt, mich auf dieſe Weiſe heimzuſuchen?“

„Glaubſt Du, es ſei dies das erſte Mal, daß ich Dich heimſuche?“ ſagte die Geſtalt. „Ich bin, wenn auch ungeſehen, bei Dir geweſen von Deiner Kindheit an. Wenn Du in den Tagen Deines Knabenalters in das ſchöne Element zu ſchauen pflegteſt, welches ich beherrſche und aus welchem ich hervorgehe, da war ich es, die es in Deiner Phantaſie ſeltſame und liebliche Formen annehmen ließ. Meine Stimme war es, die Du in dem muſika-

liſchen Hauche der Flammen hörteſt, bis Du das ſchöne Feuer liebteſt und es für Dich die Quelle der Begeiſterung ward. Alles Dies war mein Werk."

„Und nun endlich ſehe ich Dich, herrliches Weſen!" rief der Student entzückt. „Wie ſoll ich Dir danken, daß Du ſo unſichtbar über mir gewacht haſt und Dich endlich mir offenbareſt?"

„Wir thun blos den Willen unſeres Schöpfers," antwortete die Salamandrine; „ich und mein Geſchlecht ſind ſeine Kreatur, eben ſo wie der Menſch. Unſer Weſen aber iſt verſchieden von dem Deinigen — es ſteht höher als dieſes und doch auch zugleich viel tiefer. Wir leiten Dich, wir führen Dich, wir behüten Dich, und vollſtrecken, indem wir dies thun, den Befehl deſſen, der uns geſchaffen, während wir zugleich unſerm eigenen Wunſche genügen, denn unſere Naturen ſind reiner und beſſer als die Deine."

„Ich fühle es," ſagte Baſil, „ich kann Deinen überſchwänglichen Liebreiz nicht betrachten, ohne zu wiſſen, daß eine ſolche Form der unſichtbare Abglanz einer eben ſo reinen und ſchönen Seele ſein muß."

„Einer Seele!" ſeufzte der Feuergeiſt, „ach, dieſer Segen iſt uns verſagt. Wir ſehen eine Generation nach der andern von dem Antlitze der Erde verſchwinden; wir bewachen ſie von der Wiege bis

zum Grabe, und immer noch sind wir dieselben; unsere Schönheit erbleicht nicht, unsere Macht verändert sich nicht. Und dennoch wissen wir, daß eine Zeit kommen muß, wo die Elemente, aus welchen wir unser Sein schöpfen, verschwinden müssen, und dann gehen wir mit ihnen zugleich unter, denn wir haben keine unsterblichen Seelen, für uns giebt es kein Jenseits."

Als die Salamandrine schwieg, umhüllten die Dünste des Feuers sie wie mit einem Nebel, und ein Wehklagen ließ sich aus den rothen Flammenhöhlen wie von bekümmerten Geistern vernehmen, und immer und immer wiederholte sich der Schmerzensruf:

„Wehe, wehe uns — wir haben kein Jenseits."

„Ist es so?" sagte der Student. „Dann seid Ihr also unglücklich trotz Eures göttlichen Daseins?"

Der Nebel, welcher die Salamandrine verschleierte, zog sich auf die Seite und sie stand wieder da in ihrer übermenschlichen Schönheit.

„Nicht unglücklich," antwortete sie mit strahlendem, himmlischem Lächeln, „nicht unglücklich, denn wir sind die Diener unseres göttlichen Schöpfers; wir erfüllen seinen Willen und darin besteht unser Glück. Wir empfinden keinen Schmerz. Da wir keine Sünde thun, so haben wir auch keinen Kummer;

unſer Leben iſt ein Leben der Liebe gegen einander und gegen den Menſchen, deſſen Diener wir ſind. Sind wir folglich nicht glücklich?“

„Es mag ſo ſein,“ ſagte Baſil nachdenklich. „Ihr ſeid die Geſchöpfe deſſen, der nie etwas Anderes ſchuf als Gutes,“ und er neigte in tiefe Betrachtung verſunken ſein Haupt, während aus dem myſtiſchen Feuer ein ätheriſcher Chor ertönte, welcher melodiſch an das Ohr des entzückten Studenten ſchlug.

Die Geiſter ſangen von Lob und Preis; von dem allgemeinen Dankgebete, welches die Natur zu dem Urſprunge alles Guten emporſendet; von der vollkommenen Harmonie aller ſeiner Werke; von den mächtigen Planeten, welche den unermeßlichen Himmelsraum durchwandern, bis herab zu dem friſchen grünen Mooſe, das zu den Füßen des ſpielenden Kindes wächſ't; von der Welt der Geiſter, welche die Erde bevölkern und in der Luft ſchweben wie Atome im Sonnenſtrahle, unſichtbar und doch mächtig; wie die guten Geiſter ſich mit den Gefallenen um die Herrſchaft über den Menſchen ſtreiten und wie der Kampf fortdauern muß, bis das Böſe das Gute überwindet und die Erde heilig wird, und werth, der Wohnſitz veredelter Weſen zu ſein.

„Glücklich biſt Du, o Menſch!“ ſangen ſie. „Wo ſäheſt Du ſelbſt in Deiner Schwäche Etwas,

was Dir gleich wäre? Und das irdiſche Leben iſt Dein. Die Hälfte der Leiden deſſelben kannſt Du durch Geduld und Liebe entfernen; Dir iſt ein irdiſcher Tod beſchieden, welcher der Eingang iſt zur Unſterblichkeit. Unſere Aufgabe iſt, Dich bis an dieſes Himmelsthor zu geleiten, durch welches wir ſelbſt niemals eingehen."

Und alle Geiſter ſangen in Tönen, welche, ſo wie das Feuer verglomm, allmählig hinwegſtarben:

„Geſegnet biſt Du, o Menſch! — ſtark in Deiner Schwäche, glücklich in Deinen Leiden. Dreimal geſegnet biſt Du!"

Der Student ward durch das Geräuſch eines leichten Fußtritts aus ſeiner Verzückung geweckt. Eine Hand legte ſich auf ſeine Schulter und eine ſanfte Frauenſtimme flüſterte:

„Biſt Du denn ganz allein und im Finſtern, mein Baſil?"

„Alles war hell für mich — die Finſterniß kam erſt mit Dir," antwortete der Student in rauhem Tone, wie Jemand, der durch eine unwillkommene Hand aus einen wonnigen Schlummer aufgerüttelt war — und dennoch war dieſe Hand keine andere als die Iſilda's.

„Sonſt pflegteſt Du mich das Licht Deines

Lebens zu nennen, Basil," murmelte sie. „Es war nicht meine Absicht, Dir lästig zu sein."

Es war zu dunkel, um Gesichter zu erkennen; als aber Isilda sich herumdrehete, um sich zu entfernen, kam es Basil vor, als ob sie weine, und das Herz ward ihm weich. Was hätte er in diesem Augenblicke nicht für die Tage der Vergangenheit gegeben — für die Gefühle in jenen Stunden, wo er sie an seine Brust drückte und durch Versicherungen seiner nie endenden Liebe erfreute!

Jetzt aber wagte er es nicht; das Band zwischen ihm und der Erde war zerrissen. Er dachte an die eben erlangte unsterbliche Gabe und wollte nicht auf die ecstatischen Freuden derselben verzichten — nicht einmal um Isilda's willen.

Er ergriff sie freundlich, aber kalt bei der Hand und sagte:

„Vergieb mir — ich hatte studirt — geträumt — es war nicht meine Absicht, zu sagen, daß Du unwillkommen sei'st."

„Der Himmel segne Dich dafür, mein Basil mein Geliebter!" rief das Mädchen weinend, während sie seine Hand leidenschaftlich an ihr Herz und ihre Lippen drückte. „Du könntest nicht im Ernste un-

freundlich gegen mich ſein, gegen mich, Deine Verlobte."

Baſil wendete ſich ab; er konnte ihr nicht ſagen, daß das Band jetzt blos ein Name ſei, und Iſilda fuhr fort:

„Du biſt ſeit einiger Zeit ſehr verändert — Du ſcheinſt einen geheimen Kummer zu haben — Du biſt unruhig. Sage mir es, mein Baſil," fuhr ſie in ſchmeichelndem Tone fort. „Wer anders könnte Deinen Kummer theilen und erleichtern als ich, die ich Dich liebe?"

„Liebſt Du mich in der That, Iſilda?"

„Du biſt mein Alles — mein Leben — meine Seele! Trennung von Dir wäre der Tod!" rief das Mädchen mit einem Ausbruche leidenſchaftlichen Gefühls, während ſie neben der gebeugten Geſtalt ihres Geliebten niederknieete und ihre Arme um ſeinen Hals zu ſchlingen ſuchte.

Kaum wagte ſie jetzt dies an ihm zu thun, der einſt ſo ſchmerzlich und innig nach dieſen Beweiſen von Liebe geſchmachtet.

„Wehe mir! wehe mir!" murmelte der Student. „Mußt auch Du geopfert werden, Iſilda?"

Sie hörte ſeine Worte nicht, aber ſie fühlte,

wie er ihre Arme von ſeinem Halſe losmachte, und Iſilda ſank bewußtlos zu Baſil's Füßen nieder.

Der Würfel war gefallen. Langſam ließ der Student ſie — die einſt Geliebte — auf den kalten Fußboden niederſinken; er rief Margarethen, und ehe noch ſeine Schweſter eintrat, ging er hinaus in die freie Luft.

Fünftes Kapitel.

Zwei Herzen.

Basil Wohlgemuth hatte nun den Gipfelpunkt seiner Wünsche erreicht. Er hatte nach dem Strome der Erkenntniß geschmachtet — er hatte ihn gefunden und seinen brennenden Durst in den Fluthen desselben gelöscht, die für ihn ein Lethestrom waren und ihn alles Andere vergessen ließen. Er ging umher wie ein Träumender oder wie jener falsche Prophet des Alterthums, der in Verzückung fiel, aber die Augen offen behielt.

Er war freundlich gegen seine Schwester und gegen die geduldige, bekümmerte Isilda, aber er zog sich von ihrer Gesellschaft eben so zurück wie vor der jeder andern lebenden Seele. Er verschwand oft auf mehrere Tage hinter einander, wäh-

rend welcher er fern von seiner Wohnung in den Wäldern und Gebirgen umherschweifte.

Hier war der Student allein mit seinem neu erworbenen Sinne — hier drang er ein in die Wunder der unsichtbaren Welt. Er sah, wie die Sylphen der Luft über ihm schwebten und ihn mit ihren ambrosischen Schwingen in Schlaf fächelten.

Die schönen Undinen umschlangen ihn mit ihren kühlen feuchten Armen und durch die gespaltene Erde hindurch sah er die Gnomen und Kobolde bei der Arbeit in ihren von edlen Metallen und Gesteinen funkelnden Grotten.

Von den Salamandrinen getragen, sah er die Höhlen der Vulkane; ihre dunkelglühenden Tiefen waren seinen Blicken enthüllt und er sah im Innern des Erdballs das brennende Centralfeuer — die Wiege des Erdbebens.

Wenn er dann nach Hause zurückkehrte, pflegte er sich in sein Zimmer einzuschließen und das Wesen zu citiren, welches ihm zuerst erschienen war — die Salamandrine.

Von ihren Lippen sog er Weisheit, welche höher war als die des Menschen. Er sonnte sich in dem Lichte ihrer strahlenden Schönheit und ward gegen alle irdischen Dinge unempfindlich.

„O, Meister," pflegte Basil oft zu murmeln

„Du hatteſt Recht. Was gilt mir jetzt der Becher ſterblicher Freuden, wenn ich den himmliſcher an meine Lippen ſetzen kann? Ich könnte um meiner Seele willen dieſen armen gebrechlichen Körper martern, ja faſt vernichten.“

Und während der Student in dieſen Verzückungen ſchwelgte, ward ſeine ſchlanke Geſtalt noch ſchattenhafter — ſeine träumeriſchen Augen gewannen eine noch unergründlichere Tiefe und ſein ganzes Anſehen war das eines Geiſtes, welcher die irdiſche Hülle nur auf einige Zeit angenommen hat.

Kein Gedanke an Iſilda, keine Sehnſucht nach ihrer verlaſſenen Liebe durchzuckte ſein Gemüth; das ſchwächere Gefühl ging in dem ſtärkern unter, denn die einzige herrſchende Leidenſchaft in Baſil Wohlgemuth's Seele war der Durſt nach Wiſſen.

Und Iſilda — die dem ſtillen Grame Geweihete — wie ſtand es mit ihr? Sie wußte, daß keine Andere ihr das Herz ihres Geliebten geſtohlen, und dennoch war es verändert gegen ſie. Sie ſah, daß dem ſo war. Eine überwältigende Leidenſchaft hatte die der Liebe ausgelöſcht, und die Hoffnung ihres Lebens war dahin.

Sie weinte nicht, ſie klagte nicht; ſie fühlte keinen Groll gegen Baſil, denn in ihren Augen konnte er nicht Unrecht thun.

Isilda hatte ihn von ihrer Kindheit an mit einer Liebe verehrt, die an Abgötterei grenzte, denn sie glich dem Trachten der Motte nach dem leuchtenden Sterne. Kein Anderer hatte jemals ihr Augenmerk auf sich lenken können, obschon Viele sich um sie beworben; da sie ihn aber einmal geliebt, so hätte auch kein Anderer ihr Herz für immer ausfüllen können.

Selbst Basil hatte, wenn er ihre Liebe nach der seinen bemaß, keine Ahnung davon, wie stark sie war.

Diese eine leidenschaftliche Liebe verdrängte so sehr jedes andere Gefühl aus Isilda's Brust, daß selbst die beklagenswerthe Veränderung Dessen, welcher der Gegenstand derselben war, sie nicht schwächen konnte. Sie begehrte Nichts mehr als in der Nähe ihres Verlobten zu sein, ihn zu sehen, ihn schweigend zu umschweben wie sein Schatten — das Vorrecht zu genießen, ihn zu lieben, und sich der süßen, obschon wehmüthigen Erinnerung hinzugeben, daß er sie einmal geliebt. . . .

Sechstes Kapitel.

Liebe bis in den Tod.

Basil Wohlgemuth lag schlafend auf seinem Bette. Er hatte gewacht bis nach Mitternacht und war sehr müde. Der Rosenkreuzer, der Philosoph, der Mann von Genie hatte die Grenzen der Sterblichkeit nicht überschritten — seine irdische Hülle umgab ihn noch. Die Ermüdung hatte ihn mitten in seinen Nachtwachen ereilt — er hatte sich auf das harte Lager geworfen und war so fest eingeschlafen, als ob es das Daunenbett eines Monarchen wäre.

Die Morgensterne schauten zu seinem Fenster herein und das düstere Licht einer einzigen Lampe fiel auf das Gesicht des Studenten. Er lag ruhig wie ein Kind mit gefalteten Händen, als ob seine Mutter ihn in Schlaf gesungen hätte.

O, wenn diese Mutter ihn jetzt hätte sehen können, wie würde sie über das Kind so vieler Gebete geweint haben!

Ich habe schon früher gesagt, daß Basil's Gesicht nur einen geringen Grad von Schönheit besaß, wenigstens von jener Schönheit der Form, die so blendend ist — und es ist gut, daß dem so ist, denn ein liebliches Gesicht scheint das frische Gepräge von Gottes Hand zu tragen, wir lieben es unwillkürlich, wir schließen uns fester an dasselbe an und verehren es.

Basil's einziger Reiz dagegen war der Genius gewesen, der so deutlich in seinem Antlitze sichtbar war, und ein sonniger, jugendlich froher Ausdruck, der es angenehm für den Beschauer machte.

Jetzt aber war dieser Ausdruck schon längst entschwunden. Während Basil schlief, kehrte ein wenig von seinem frühern Ich zurück; ein Lächeln umspielte seine Lippen und sein blondes Haar fiel nachlässig herab wie in den Tagen, wo Isilda's Finger es zu theilen und sie ihn auf seine weiße, schöne Stirn zu küssen pflegte.

Plötzlich erleuchtete ein rother Schein das stille Dunkel des Zimmers und blitzte in die Augen des Schlafenden.

„Bist Du da, o Geist?“ murmelte Basil, durch das glänzende Licht, welches eine Fortsetzung seines

Traumes zu ſein ſchien, halb aufgerüttelt und geblendet.

Es war aber keine himmliſche Nähe, welche in dem Zimmer des Studenten erglänzte. Er erwachte vollſtändig, ſtand auf und ſchauete in die Nacht hinaus.

Die Stadt lag ſchweigend im Sternenlichte da wie ein Palaſt der Todten; es war, als ob kein ſterblicher Tumult jemals wieder ihre heitere Ruhe ſtören würde.

Weit unten aber in der Richtung, welcher Baſil's Augen in frühern Zeiten ſo liebend zugewendet geweſen, wenn er auf die eine einſame Lampe wartete, die für ihn war wie ein Stern — ſtiegen grell leuchtende Flammen und weißer Qualm empor und kämpften mit der Finſterniß rings umher.

Es war eine Feuersbrunſt im Ausbruche begriffen und das brennende Haus war das Iſilda's!

Von einem plötzlichen Impulſe getrieben, ſprang Baſil ſofort durch das niedrige Fenſter und flog nach dem Schauplatze des Unglücks. Dies Mal hatte die menſchliche Liebe die Oberhand — er vergaß Alles außer Iſilda — Iſilda, welche vielleicht in den Flammen ihren Tod fand.

Wild raſ'te das grimmige Element, wie von hundert Dämonen entzündet, die es mit ihrem feuri-

gen Hauche fächelten und darin umher sprangen und heulten und schrieen, während es sich mit wahnsinniger Schnelle weiter verbreitete.

Bald krümmte es sich in Schlangenwindungen, bald schoß es in gespaltenen Zungen aufwärts, bald machte es sich einen Schleier von Rauch und Funken und unter diesem Schleier drang es auf seiner verheerenden Bahn weiter.

Die Gluth löschte die Sterne oben darüber aus und hing sich an die Säume der Wolken, bis der Himmel selbst in Flammen zu stehen schien. Ein Haus nach dem andern ward erfaßt und Rufe der Verzweiflung, mit wahnsinnigem Angstgekreische gemischt, hallten durch die furchtbare Stille der Nacht.

Das schöne Element, welches Basil so geliebt — das erheiternde, begeisternde Feuer — hatte sich in eine furchtbare Geißel verwandelt.

Der Student erreichte den Schauplatz und blickte wild hinauf nach dem Fenster, nach welchem er so oft geschau't. Ein Windstoß blies die Flammen auf die Seite und er gewahrte eine weiße Gestalt — es war Isilda.

Ihre Hände waren über der Brust gekreuzt und sie neigte demüthig das Haupt, als ob sie wüßte, daß keine Hoffnung da sei und sie bereit wäre zu sterben.

Basil sah es und im nächsten Augenblicke stürzte er in das brennende Haus. Er erreichte das Zimmer und mit einem wilden Freudenschrei warf Isilda sich in seine Arme.

Ohne ein Wort zu sprechen, trug er sie, bewußtlos wie sie war, durch Rauch und Flammen an einen Ort, den das Feuer noch nicht erreicht hatte.

Weiter konnte er nicht gehen, denn die Kräfte versagten ihm. Er legte seine Bürde nieder und lehnte sich an die Wand.

„Leben wollte ich für Dich nicht, Isilda," rief der Student, „aber sterben kann ich für Dich. Und, giebt es keine Hülfe — keine Hoffnung? Wo sind die Geister, die mir einst unterworfen waren? Und Du, meine Beschützerin — Feuergeist — ist dies Dein Werk? Wo bist Du?"

„Hier bin ich!" antwortete eine Stimme, und die Salamandrine erschien. Die Flammen kamen näher, und Basil sah Myriaden luftiger Gestalten in labyrinthischen Wirbeln sich darin bewegen. Sie kamen näher — sie schwebten über seiner irdischen Liebe — ihre Flammengewänder streiften ihre Gestalt.

„Berührt sie nicht!" kreischte der Student, indem er sich über Isilda neigte, während seine menschliche Furcht ihn überwältigte.

„Die Guten und Reinen wie sie haben nie

Etwas zu fürchten," entgegnete die Salamandrine. „Wir thun ihr Nichts zu Leide."

Und sie hauchte über die Jungfrau, welche erwachte.

„O mein Basil," murmelte sie, „ist der Tod vorüber? Du kamst, um mich zu retten — Du liebst mich — Du bist wieder mein."

Und sie streckte ihre liebenden Arme nach ihm aus. Basil aber wendete sich ab.

„Still," sagte er, „siehst Du sie nicht, die Geister?"

Isilda schauete sich furchtsam um.

„Ich sehe Nichts — nur Dich."

Die Augen des Studenten funkelten wie die eines Wahnsinnigen.

„Sieh'!" rief er; „sie erfüllen die Luft, sie sammeln sich um uns, sie kommen zwischen Dich und mich. Jetzt — jetzt werden ihre Gestalten undeutlicher, sie verschwinden — Du bist es, die sie für immer verscheucht. Bleibt, strahlende Wesen, bleibt! Ich verzichte um Euretwillen auf Alles — selbst auf sie!"

„Nichts soll mich von Dir scheiden!" kreischte Isilda, indem sie sich an ihren Geliebten klammerte und ihn mit ihren Armen umschlang. „Keine Macht des Himmels oder der Erde soll uns aus einander

reißen. Du biſt mein, Baſil — laß mich für Dich leben — für Dich ſterben."

„Dein Wunſch ſei Dir gewährt," rief der Student, indem er ſich aus ihrer wahnſinnigen Umarmung loszumachen ſuchte. Ein Stahl blitzte — ein ſchwacher, gurgelnder Seufzer ließ ſich hören — die Arme ſanken ſchlaff herab und Baſil war allein — mit der Todten!

Das Feuer machte Halt auf ſeiner furchtbaren Bahn und ein wehklagender Ton ſtieg empor, während die Geiſter hinwegflohen. Himmel und Erde hatten den Mörder eins verlaſſen wie das andere.

Er knieete neben ſeinem Schlachtopfer, er weinte, er lachte, er kreiſchte, denn Wahnſinn tobte in ſeinem Gehirn.

„Nun kann ich Dich umarmen, Iſilda!" ſchrie er; „nun biſt Du ganz mein!" und er drückte die kalte Geſtalt an ſeine Bruſt und küßte mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ihr Lippen und Wangen.

„Ich will Dir einen Scheiterhaufen bereiten — einen Scheiterhaufen zu Deinem Begräbniſſe," fuhr er fort. „Ich will dieſe ſterbliche Hülle läutern und Du ſollſt ein Geiſt werden, Iſilda — ein ſchöner unſterblicher Geiſt."

Er trug die Todte dahin, wo das Feuer am grimmigſten raſ'te; er legte ſeine Geliebte auf ein

Lager, ſtreckte die ſtarren Glieder, faltete ihr die Hände, küßte nochmals die kalten Lippen und zog ſich dann in die Ferne zurück, während die Flammen die noch ſchöne Geſtalt umſpielten, die einſt Iſilda war.

Liebend umhüllten ſie dieſe, bis ſie endlich den Blicken des Studenten ganz entzogen ward.

Er drehete ſich herum und entfloh. Das Feuer barg in ſeinem geheimnißvollen Schooße die Aſche dieſes edlen ſelbſtverleugnungsvollen Herzens.

Iſilda hatte den Tod gefunden, den ſie einſt für ſo ſelig hielt — den Tod von der Hand des Geliebten!

Siebentes Kapitel.

Die getäuschte Hoffnung.

Furchtbar tagte der Morgen den Augen des Mörders. Unbemerkt hatte er sein Zimmer wieder erreicht und hier kroch er in den finsterſten Winkel. Sein Wahnſinn war verflogen und ließ die erſtarrende Kälte der Verzweiflung zurück.

Die Finſterniß war ihm entſetzlich, und doch, als das Licht des Morgens kam, bebte er entſetzt davor zurück und bedeckte mit ſeinen Kleidern ſich das Geſicht, um den hellen Schein zu bannen.

Den ganzen Tag verhielt er ſich regungslos. Er vernahm Margarethens lautes Weinen. Da die Thür ſeines Zimmers verriegelt war, ſo glaubte ſie, er ſei auf einem ſeiner gewöhnlichen Ausflüge begriffen, und er hörte, wie ſein Name oft mit dem

Ifilda's genannt ward, von welcher Alle glaubten, ſie ſei in den Flammen umgekommen.

Heller und heller ward das Tageslicht und immer wilder funkelten die Augen des Studenten. Mit leiſem Gemurmel wiegte er ſeinen Körper hin und her und rief dann leidenſchafflich die Salamandrine.

„Das Opfer iſt vollbracht — kein Band feſſelt mich mehr an die Erde — mein Wunſch iſt frei. Warum zauderſt Du, o Geiſt? Komm', lehre mich, laß mich die Vergangenheit kennen. Gieb mir Weisheit — ich dürſte! — ich dürſte! Laß mein Wiſſen gleich ſein dem eines Gottes!"

Die Erſcheinung aber kam nicht — keine Stimme ließ ſich hören.

„Feuergeiſt! Biſt Du immer noch taub gegen mich? Ich habe Alles gethan — ich habe jedes menſchliche Band zerriſſen — ich bin geworden, was die Menſchen verabſcheuen würden — höre mich — oder ich ſterbe!"

Dunſtige Rauchwolken überſchatteten das Feuer und eine melancholiſche Stimme ſprach die Worte:

„O Sterblicher, Sünde iſt eingezogen in Dein Herz; Blut klebt an Deiner Hand und der Beſudelte kann keine Gemeinſchaft haben mit den Reinen. Deine Augen ſehen uns vielleicht nie wieder!"

Ein furchtbarer Schauder ging dem Studenten durch Mark und Bein.

„Fluch über Euch, Ihr Geister!“ rief er. „Ihr habt mich belogen!“

„Nicht w i r haben Dich getäuscht, sondern Deine eigene Seele hat es gethan,“ antwortete die Salamandrine. „Wir sind nicht bös; unsichtbar würden wir Dein ganzes Leben hindurch über Dir gewacht haben. Du selbst warst es, der nach Etwas verlangte, was nur Wenigen gestattet ist — nach Umgang und Verkehr mit der unsichtbaren Welt. Um diesen ohne Gefahr haben zu können, muß der Mensch ein eben so reines als furchtloses Herz besitzen, und ein solches war das Deinige nicht. Du selbst suchtest uns — wir lockten Dich nicht. Klage daher nicht uns an, sondern Deine eigene Schwäche. Du hast gesündigt und wir sind hinfort unsichtbar für Dich.“

„Wehe! wehe!“ rief Basil, von Todesangst gefoltert, „habe ich also Alles verloren? Anbetungswürdiger Geist, Führer meines Lebens, hab' Erbarmen — verlaß mich nicht!“

„Ich verlasse Dich auch nicht, o armer Sterblicher!“ antwortete die Stimme wehmüthig. „Ich bin hier, schön und zärtlich wie zuvor, aber Du kannst mich nicht mehr sehen. Die Sünde hat Deine

Augen verfinſtert und Du wirſt mich nie wieder ſchauen — nie wieder!“

„Nie wieder?“ rief der Student im Tone herzzerreißenden Jammers.

„Nie wieder!“ entgegnete die Salamandrine traurig, und ein Chor wiederholte, ſchwach wie das Seufzern des Windes:

„Nie wieder, o armer Sterblicher, nie wieder!“

Der Dunſt zog ſich von dem Feuer hinweg und der Student blieb mit ſeiner Verzweiflung allein.

Achtes Kapitel.

Das Ende von Allem.

Zwei Tage nach dem furchtbaren Feuer drangen einige Leute, welche die verlaſſene Margarethe liebten und Mitleid mit ihr hatten, mit Gewalt in das Zimmer ihres Bruders.

Sie fanden Baſil todt. Er lag auf dem Fußboden und ſein marmorbleiches Geſicht war ihren entſetzten Blicken entgegen gewendet.

Seine letzten Augenblicke ſchienen qualvoll geweſen zu ſein, denn die Hände waren feſt auf das Herz gedrückt; aber nun war Alles ruhig. Die Züge hatten den Ausdruck ewiger Ruhe gewonnen.

Wie oder wann der Geiſt entflohen war, wußte Niemand außer Dem, der ihn gegeben und der ihn jetzt zurückgefordert hatte.

Michael Meyer's Buch lag neben dem Studenten, und fest in den erstarrten Fingern hielt er noch eine lange, Flechte Frauenhaar, alles Andere war Geheimniß.

Viele Jahre nachher, als selbst die Erinnerung an den Studenten von Köln vergessen war, starb eine hochbejahrte Nonne in einem Kloster nicht fern von der Stadt. Es war Margarethe, die einzige Schwester Basil's Wohlgemuth, des Rosenkreuzers.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.